Die Schultheißentöchter von Nürnberg.

Culturhistorischer Roman

von

Louise Otto.

Erster Band.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1861.

Inhalt.

Die Schultheißentöchter

von Nürnberg.

Vorwort.

1859 erschien in dieser Sammlung mein Roman „Nürnberg".

Gleich als ich ihn schrieb und mich in das interessante Studium dieser edlen Stadt, noch jetzt das Reliquienkästlein des deutschen Reiches und einst die blühendste Reichsstadt, vertiefte, jene herrlichste Kultur- und Kunstepoche in's Auge fassend, welche das Ende des fünfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts uns bietet, schwebte mir der Gedanke vor, diese Fülle des mannigfaltigsten Materials nicht in einem Roman zu erschöpfen. Zugleich aber war ich auch eben durch diese Größe der geschilderten Epoche so erfüllt von der Größe meiner Aufgabe, daß ich

nicht gewiß war, ob ich sie zu meiner eigenen und meiner Leser Befriedigung würde lösen können, besonders da dies der erste historische Roman war, den ich schrieb.

Mehr als ich jemals zu hoffen wagte, sind mir die Zeichen der Letzteren zu Theil geworden, und besonders von dem Schauplatz des Romans, aus Nürnberg selbst, sind mir viele Stimmen von den Bewohnern des neuen wie von den genauesten Erforschern des alten Nürnberg zugekommen, die mich zur freudigen Fortsetzung des Begonnenen anregen mußten.

So biete ich denn dieselbe in dem Vorliegenden. Wie der erste Roman ein für sich abgeschlossenes Ganze war, so ist es auch dieser, wie jener am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts spielte, so spielt dieser am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Einige Personen, deren Jugendgeschichte jener gab, begegnen uns in diesem im gereiften Alter. So: Ulrich von Straßburg, Albrecht Dürer, Willibald Pirkheimer und seine Schwester Charitas.

Wie die Menschen, so drängt auch die Zeit einer höheren Reife entgegen und offenbart dies deutlicher in einzelnen Erscheinungen, z. B. in den Bestrebungen inmitten der Baubrüderschaften u. s. w.

Wer mein „Nürnberg" noch nicht gelesen, empfängt in den „Schultheißentöchtern von Nürnberg" dennoch ein abgeschlossenes Bild, wem aber dies Unterhaltung oder Befriedigung gewährt, von dem darf ich hoffen, daß er noch nachträglich zu jenem greift — den Lesern desselben aber darf ich diese Fortsetzung mit der Hoffnung bieten, sie nicht minder günstig aufgenommen zu sehen.

Und so tretet denn wieder mit mir ein in's mittelalterliche Nürnberg und sprecht mir noch einmal nach:

Du edles Nürnberg bist wie eine Blume
Im deutschen Reich, so herrlich anzuseh'n!
Du blühst dir selbst und aller Zeit zum Ruhme,
Läßt Balsamdüfte durch die Lande weh'n!
Und deine Zauber wirken fort und fort,
In Kunst und Wissenschaft, in Bild und Wort.

Dahin zog es von je die edlen Geister,
Die gern sich lieben in des Lebens Glanz,
Die Herrn und Fürsten und die großen Meister
Von jeder Kunst im schönverbund'nen Kranz.
Dort kämpfte man zuerst für Recht und Licht
Und huldigte der Schönheit wie der Pflicht!

Leipzig.

Die Verfasserin.

I.

Rückkehr.

Einer jener sonnigen Herbsttage, wo die Luft in durchsichtiger Klarheit über allen Gegenständen leise zittert und jedes Blatt vom andern abzuheben, jede Ferne zur Nähe zu rücken scheint, lag über dem großen Reichsforst, der bis fast an die Thore der alten freien Reichsstadt Nürnberg sich erstreckte. Jede Nadel an den alten Tannenriesen, die da standen, war erkennbar, und die hochgewachsenen Fichten schienen ihre Wipfel nur darum so emporzuheben, damit die Sonne, die sich schon zum Untergange neigte, die Kränze und Festons von langen Zapfen vergolde, die sie um die dunklen Häupter gewunden. Unten am Boden das üppige Moos, das noch feucht geblieben vom Thau der Nacht, hatte seine Härchen weit und weich auseinander gelegt und wo ein flüchtiger Sonnenstrahl bis zu ihm hinab sich stahl, da spiegelte es ihn dankbar

wieder in tausend Flämmchen und funkelnden Perlenketten. Das Nadelholz wechselte mit Laubwaldung, die in den bunten Farben des Herbstes prangte, das schon von manchen Bäumen herabgefallen, indeß andere noch sich um so stolzer mit der ganzen Fülle des Sommers brüsteten.

Ein einsamer Wanderer zieht des Weges daher. Er steht im blühenden Mannesalter, den Vierzigen nahe. Hoch und kräftig ist seine Gestalt, sein Gesicht fällt am meisten auf durch die edelgebaute Stirn, unter der hohe Gedanken zu wohnen scheinen, und in der nur eine tiefe Furche von der griechischen Nase aufwärts, an manches voll Ernst und Kampf zurückgelegte Lebensjahr erinnert. Aus seinen tiefdunklen Augen leuchtet das Feuer echter Begeisterung, das um so schöner glüht, als es in diesem Mannesantlitz bezeugt, daß es nicht von der schwärmerischen Glut der Jugend stammt, sondern eine Leuchte ist, die auch ein Leben voll Entsagung, Trübsal und Kampf nicht zu erlöschen, sondern nur zu läutern vermochte. Das üppige braune Haar, halblang, in der Mitte gescheitelt und rundum glatt beschnitten, bedeckt ein kleiner runder Strohhut. Ueber den enganliegenden Beinkleidern von bräunlichem Leder trägt er eine Art kurze Blouse von rothbrauner Farbe, am schwarzen Ledergürtel hängt ein

kurzes breites Schwert und um die Schultern am festen Riemen ein lederner Sack. Die kurzen Stiefeln sind von ungeschwärztem Leder.

Bei jeden Schritt, den er weiter thut durch den gewaltigen Forst, „des Reiches Bienengarten," ist es, als höbe sich seine Gestalt höher, als strahlten seine Augen heller vom Widerschein der Erinnerung.

Im Jahre 1495 ist der Baubruder Ulrich Wüll, genannt Ulrich von Straßburg, fortgewandert von Nürnberg, und jetzt im Jahre 1508 nähert er sich ihm wieder. Welch' ein Zeitraum liegt dazwischen! Und welch' ein viel größerer und inhaltreicherer noch zwischen jenem Maitage von 1489, an dem er zum ersten Male in Nürnberg einwanderte, und dem heutigen Herbsttage, da er nach so langer Entfernung sich ihm wieder nähert. Ja damals war es Mai — und heute ist es Herbst!

Ist es nicht auch so in ihm? Damals war er ein schwärmerischer Jüngling, der dem Leben ein offenes Auge und ein vertrauendes Herz entgegentrug. Ein Wandergesell und Baubruder, aus der Haupthütte von Straßburg kommend, zog er damals in's schöne Nürnberg ein, an die Bauhütte von St. Lorenz gewiesen. Wie lächelte da ihm die edle Reichsstadt entgegen, wie ging er fröhlich und wohlgemuth durch ihre von einem

heitern und geschäftigen Leben bewegten Gassen und Gäßlein, die stattlichen Gebäude mit ihren reichen Verzierungen und kunstreichen Steinmetzarbeiten bewundernd, die daran standen! Wie thaten sich ihm damals doch mit den Thoren der stolzen Stadt die Thore des Lebens weit auf, wie öffneten sich ihm damit die Pforten zum Tempel der Kunst, wie träumte in ihm ihr jugendlicher Jünger von einer einstigen Hohenpriesterschaft! Wie grüßten und jubelten damals im Reichsforst ihm tausend Vogelkehlen entgegen, sangen ein lustiges „Willkommen!“ und ein schmetterndes „Hosianna!“ Wie gaukelten die Bienen um seinen Pfad, trugen von den Blumen des Maies schwer am goldenen Blütenstaub in die Zellen — gerade ebenso arbeitssam und auf Erwerb bedacht wie die Bürger von Nürnberg, die auch durch alle Zonen ruhelos schwärmten, um das Köstlichste, was sie fanden, zusammen zu tragen, es dann zum Schmuck der Heimat aufzuhäufen oder — zu verzehren! Wie duftete damals der Wald von einem köstlicheren Weihrauch als dem, welchen der rückkehrende Kaufmann aus beiden Indien mit heimbrachte, dem neuen, nicht lange erst entdeckten Westen, wie dem alten Ostindien, — dem Weihrauch des Lenzes! Wie lieblich strahlte das Buchenlaub im zartesten Grün, wie feenhaft durchsichtig waren noch die

Schleier der weißen Birken, wie erschlossen sich alle Blumen begierig dem Licht der Maiensonne, wie drängten alle Knospen nach Entwicklung!

So drängte und blühte es damals auch im Wesen des Jünglings, so daseinsfreudig war auch ihm zu Muthe — und jetzt, wie war es denn jetzt, da der Jüngling zum reifen Manne geworden? Vorüber war der Frühling mit seinen süßen Gaukeleien, jetzt war es Herbst. Aber wie viel auch Ulrich erlebt, gelitten und gekämpft — zumeist gerade in den Jahren, die er in Nürnberg verlebte — wie viel Träume und Hoffnungen des Frühlings ihm auch mit seinen Blumen verwelkt waren, zertreten und verweht — so klar wie dieser Herbsthimmel wölbte sich noch über ihm der Himmel der Kunst, so rein wie diese Luftwellen und Sonnenstrahlen glühte noch die Begeisterung für sie in seinem Herzen. Daß die lockenden Liebesgesänge der Vögel verstummt — das dünkte ihm gut, denn ein Baubruder durfte ja so ihnen nimmer Gehör geben, — und war das verheißungsreiche Maigrün vergangen — nun, so hatte der Wald ja überall die deutschen Reichsfarben gleich Siegesfähnlein aufgesteckt, so grüßte statt tirrilirenden Vögeln dies heilige Schwarz, Roth und Gold von den mächtigen Buchen und redete eine Sprache geweihter Prophetie zu dem deutschen Manne.

Selbst in solche Betrachtungen versenkt, kam Ulrich seinem Ziele immer näher. Schon hoben sich die unzähligen Thürme der Stadt vor ihm empor und die Veste grüßte noch über sie hinweg. Schon schlug die große Glocke von St. Sebald mit ihren gewaltigen Schwingungen an sein Ohr — schon hörte er ein Klosterglöckchen Ave Maria läuten! O er kannte auch die Stimme dieses Glöckchens! vom Klarakloster schallte es empor — dasselbe, das da drinnen seiner Mutter zum ewigen Frieden geläutet. Welche Erinnerungen wachten da in ihm auf an die schwersten Stunden seines Lebens! In Nürnberg hatte er sie erlebt — so tiefes Leid wie in ihm hatte er in keinem andern Ort gefunden — und doch zog es ihn wieder dahin mit unwiderstehlichem Sehnen.

Es war ein Zug, der von allen Gebildeten der damaligen Zeit getheilt ward. Nürnberg glich dem Magnetberg der Sage mitten im deutschen Reich — wer es einmal gesehen, dem ließ es keine Ruhe, er mußte es wieder sehen; wer einmal mit offenen Augen und strebender Seele in dies rastlos thätige Treiben geschaut, das in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe zugleich und überall seine schönsten Blüten entfaltete, der verlangte auch immer wieder darnach. So erging es selbst Königen und Kaisern, die,

weil sie ihren ersten Reichstag in Nürnberg halten mußten — es war ein uraltes Vorrecht der Stadt, welche die Reichsinsignien in ihrer St. Sebaldskirche verwahrte — es einmal kennen lernten und dann immer wieder gern begrüßten, mochten sie nun auf der Veste wohnen, bei dem Burggrafen von Zollern, oder in irgend einem stattlichen Bürgerhaus der edelsten Geschlechter; — so erging es den Männern der Wissenschaft wie der Kunst, so erging es allen Höhergebildeten ihres Zeitalters, die sich nirgend so wohl fühlten als hier, wo alles Schöne und jede feinere Sitte ihre Pflege fand — so erging es auch dem Baubruder Ulrich, der jahrelang in der Bauhütte von St. Lorenz hier mit an der herrlichen Kirche gearbeitet hatte.

Zwar begann sich gerade hier neben dem heiligen Kirchenbau auch eine Profankunst zu entwickeln, die mit den Baubrüderschaften zu wetteifern suchte, aber immer blühten diese noch und hielten fest an ihren uralten Satzungen und verbrieften Rechten. Als freier Steinmetz zu ihnen gehörend, war Ulrich, seit er Nürnberg verlassen hatte, zuerst wieder zurückgekehrt in die Haupthütte von Straßburg, dann war er in die Schweiz gegangen; — die Tage von Frastenz und Dorneck, wo das Hirtenvolk, von den österreichischen Rittern als Bauern geführt, im glänzenden Sieg über

die kaiserliche Uebermacht den Sieg seiner Freiheit errungen, hatte Ulrich in nächster Nähe miterlebt. Damals hatte er auch Manches aus Nürnberg sich erzählen lassen, denn er hatte Willibald Pirkheimer wiedergesehen, der dem Kaiser ein Fähnlein, aus seiner Vaterstadt gesandt, als Hauptmann zuführte. Sie waren einander als Jünglinge begegnet und hatten sich als Männer wiedergesehen, halb wehmüthig, halb freudig, — wehmüthig, daß Kaiser Maximilian, zu dem Ulrich einst, da er als ein Baubruder zum andern — denn auch Maximilian war ja schon als Jüngling ein solcher geworden — ein freies Wort reden durfte, gesagt hatte: er möge Leben und Bewegung fördern im Reich und die deutsche Nation stark machen durch Einigkeit und Freiheit — daß dieser Kaiser jetzt ein freies Nachbarvolk bekriegte, daß deutsche Männer zu seiner Unterdrückung fechten mußten; wehmüthig, daß die deutschen Heere unterlagen und ihr Blut nutzlos vergossen, — aber freudig doch, daß die Freiheit siegte und das Alpenhorn von Berg zu Berg ihren Sonnenaufgang verkünden konnte. Von da war Ulrich nach Italien gegangen, hatte am längsten geweilt in Venedig, Bologna und in dem ewigen Rom. Jahrelang hatte er dort sich aufgehalten, in Kunst und Wissenschaft sich vervollkommnet, dann war er nach Wien gewandert

und in der Bauhütte am Stephansdom hatte er mitgearbeitet und neuen Ruhm bei einem deutschen Bauwerk sich erworben. Dann reiste er die Donau hinauf nach Ulm und Regensburg, kehrte auch hier ein und arbeitete ein Jahr in der Bauhütte — und nun, nach einem Kreislauf der Wanderschaft wie der Jahre, kehrte er wieder nach Nürnberg zurück.

Unter mannigfachen Gedanken war er eingewandert in der herrlichen Stadt. Wohlbekannt waren ihm alle Gassen und Gäßlein, wehmüthige Erinnerungen weckte ihm fast jeder Schritt, den er in ihnen weiter that — es war ihm zu Muthe, als fingen die Steine zu reden an, als hielte das Straßenpflaster Zwiesprache mit der Ziegeln der Dächer — als nickten die kunstreich gekanteten Giebel freundlich zu ihm, als lockten die vorspringenden Chörlein in irgend ein trauliches Gemach, als plätscherten die Wasserstrahlen der kunstreichen Brunnen so laut, um ihm hundert alte und neue Geschichten zu erzählen — und er sehnte sich sie zu hören aus dem Mund eines Menschen. Von allen, die ihm bisher begegnet waren, vor der Stadt schon, wie in derselben, dünkte ihm wohl manches Gesicht bekannt, aber er wußte nicht, ob er sich irrte oder nicht und hatte für Niemand einen Namen, nur der Typus des „Spezifisch Nürnbergischen“ war's, was ihm die-

sen Eindruck machte. Diese geschäftig eilenden Diener und Boten, diese pfiffig aussehenden Lehrjungen, die mit fröhlichen Sprüngen die Zeit wieder einbrachten, die sie irgendwo gaffend versäumt, diese in prächtige Stoffe gekleideten Patriziersöhne, die sporenklirrend daherschritten und unter den Fenstern am lautesten schwatzten oder mit den Degen klirrten, an denen sie hoffen durften, irgend eine neugierige oder gefallsüchtige Schöne erscheinen zu sehen, diese gravitätisch auftretenden älteren Herrn aus den edelsten Geschlechtern, allein, oder mit Ehegattinnen und Töchtern, die nicht minder stolz und sicher auftraten und durch den Prunk, wie den Schnitt ihrer reichen Kleider die Väter der Stadt, die auch dafür wie für Alles ein scharfes Auge und noch schärfere Verordnungen hatten, in oft nicht geringe Verlegenheit setzten — dies Alles machte auf Ulrich den Eindruck des Altbekannten, das alle Erinnerungen wieder auffrischt und ein Jahrzehent spurlos versinken läßt. Aber er war Allen ein Fremder, ihn kannte Niemand, er war ein Baubruder, wie man an seiner Kleidung sah, der in mönchischer Abgeschlossenheit auch mitten im heitern Nürnberg leben muß — sie achteten seine Kunst und seinen Beruf — aber es spielte schon um manchen Mund ein neckendes Lächeln, das zu fragen schien: wir sind Euch doch nur die Pro-

fanen und Ihr dünket Euch mehr, was sollten wir uns um einander kümmern?

Oder lebte diese Frage nur in Ulrich's Seele, lag in ihm nur diese Deutung für die Blicke der Begegnenden und war ihm diese Abgeschlossenheit nicht mehr ein stolzer, heiliger Triumph wie einst, erschien sie ihm wie ein Vorwurf, wie etwas, das die aufgeklärte Menge belächelte?

Da war die Kirche von St. Lorenz erreicht, auf deren Gerüst er einst mit Lebensgefahr gestanden und den Freund gerettet hatte, den blonden Hieronymus, der ihn nachher verleugnet, — da stand die Bauhütte noch, in der er gearbeitet, in der er um Anderer willen eine schimpfliche Ausstoßung und dann doch wieder eine feierliche Aufnahme gefunden — das Kreuzige und das Hosiannah, das fast noch jeder ausgezeichnete Mensch erlebt, — da stand auch der Pfarrhof von St. Lorenz mit dem wohlbekannten hochgewölbten Thor und dem kleinen eisernen Pförtlein — dahin ging er und schlug den gewichtigen Klöppel klirrend an seine Stütze.

Es dauerte nicht lange, so sprang sie auf, von oben durch einen Drucker geöffnet; Niemand ließ im Hausflur sich sehen, eine von der Decke herabhängende Lampe erhellte matt den weiten gewölbten Raum. Das war noch die alte bekannte Lampe, das waren die alten be=

kannten Schreine an den Wänden mit künstlicher Holzschnitzarbeit — es war noch Alles, wie es vor einem Jahrzehent gewesen — aber durfte Ulrich daraus schließen, daß auch noch der Bewohner derselbe sein würde? Dies Geräthe mochte wohl Alles Inventar sein, das in der Propstei verblieb, auch wenn die Pröpste wechselten. Damals war sein Oheim, Herr Anton Kraß, Propst gewesen — Ulrich wußte nicht, ob er noch am Leben war — und nun stand er hier in seiner Wohnung und war noch immer in der alten Ungewißheit — Niemand kam nach seinem Begehr zu fragen, noch ihm Antwort zu geben. Bescheiden klopfte er an der Thür zur Rechten, die etwas im Hintergrund, sonst in das Empfangszimmer des Propstes geführt hatte. Hierinnen mußte wohl Jemand sein, denn das kleine Schiebfensterchen, das sich an der Thür befand, war hell erleuchtet. Das war freilich eine Veränderung! Der hölzerne Schieber, der sich sonst immer von innen vorgezogen befand und nur geöffnet ward um durchzusehen, wenn Jemand Einlaß begehrte, war heute über die Hälfte geöffnet — und da Ulrich's Klopfen Niemand zu hören schien, so warf er einen Blick durch die Oeffnung, um sich so eine Entscheidung über Leben oder Tod seines einzigen Verwandten zu holen, dem er immer eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatte.

Er lebte!

Da saß er auf dem Sopha, gealtert zwar und mit ergrautem Haar, aber ein rüstiger Greis mit rothem, frischem Gesicht und glatten Wangen — eine behäbige, von gemächlichem Wohlleben zeugende Erscheinung — ein schmunzelndes Lächeln schwebte um seinen Mund, und — was hielt denn nun Ulrich ab die Thür zu öffnen und den werthen Oheim zu begrüßen, — mußte denn nicht die plötzliche Freude, ihn wiederzusehen so in der Fülle der Gesundheit und Kraft, Ulrich's Eintritt entschuldigen? Sagte ihm nicht das Aussehen des Propstes, daß der Wanderer zur guten Stunde gekommen?

Der Propst war nicht allein — vor ihm auf dem eichenen Tisch der silberne Armleuchter, ein kunstreiches Werk und Geschenk aus einer Nürnberger Goldschmieds-Werkstatt, auf dem drei dicke Wachsstümpfchen hell aufflammten — (wenn sie auf dem Hochaltar von St. Lorenz kurz gebrannt, wanderten die geweihten Kerzen in die Propstei und leuchteten oft genug zu Spiel und Trunk) — der Leuchter warf nicht nur ein so helles Licht auf den Propst, sondern beleuchtete die Reize einer Dame, nach welcher der alte Herr mit verliebten Blicken schielte und ihre kleine weiße Hand in seiner dicken Rechten verschwinden ließ.

Die Dame schien den reichsten Geschlechtern Nürnbergs anzugehören, nur sie durften es wagen in solch' reicher Tracht zu erscheinen. Sie trug ein Kleid von veilchenblauem wollnen Damast, mit schwarzem Sammt besetzt. Zwischen den aus langen Streifen bestehenden Aermeln quollen Puffen von weißer Seide hervor. Das viereckig ausgeschnittene Leibchen ging bis über die Hüften herab und zeigte buchstäblich wie angegossen die feine Taille und die schwellenden Formen einer Gestalt, die jedem Bildhauer zum Modell dienen konnte. Ein durchsichtiges Hemdchen ward am Hals von einem prachtvollen goldenen Schmuck zusammengehalten. Auf dem Haupt trug sie einen jener seltsamen Kopfputze, die eben aufgekommen waren und „Sturz" genannt wurden. Seine Form glich ungefähr einem aufsteigenden krummgebogenen Trichter, er war von schwarzem Sammt, mit Gold gestickt und einem Schleier daran. Das Haar wurde nur hinten davon bedeckt, und quoll hier in üppigen braunen Flechten, die sich in Bogen von vorn nach hinten legten, ein edles Antlitz umrahmend, wie Ulrich nur einmal eines von ähnlicher Hoheit gesehen — und darum vermochte er auch den Blick nicht wieder wegzuwenden von der herrlichen Erscheinung — zumal als sie jetzt die lang bewimperten Augenlider aufschlug, und aus den

schwärmerischen blauen Augen ein Strahl emporleuchtete, bei dem ihm zu Muthe war, als sei es ein Geisterauge aus dem Himmel, in welchem die weilte, deren glänzendes Auge er einst brechen sehen zugedrückt. Fast schien es, auch die Lebende sei in gleichem Alter, in dem damals jene Elisabeth gewesen — etwa in der Mitte oder Ende der Zwanzig, denn der erste Schmelz und die Weichheit der Jugend war einem bestimmten Ausdruck von Charakter und Selbstbewußtsein gewichen, der in Ulrich's Augen einen tausendmal höheren Werth hatte, als jene jugendlichen Reize, und eine weibliche Erscheinung erst adelte.

Und dieses edle Frauenbild weilte hier allein in einer heimlichen Abendstunde an der Seite des Propstes, von dem nicht nur Ulrich aus früherer Zeit, sondern von dem es ganz Nürnberg wußte, daß er ein großer Verehrer weiblicher Schönheit, und dessen lüsterne Blicke auch jetzt deutlich bezeugten, daß diese Schwachheit sich im Laufe der Jahre keineswegs verringert! Wer war sie? was wollte sie? — aber wie nach Antwort verlangend auch in Ulrich diese Frage drängte, — er widerstand der Versuchung den Lauscher zu machen, pochte noch einmal energisch und trat zurück, um auch Nichts mehr zu sehen. So hörte er entfernter nur geflüsterte Worte, das Rauschen eines

Schleppkleides, das eiligen Schritten folgte, das Knarren und Zuschlagen einer entgegengesetzten Thür und dann ein „Herein!“ von der verdrießlichsten Stimme des Propstes.

Wie freudig wäre vorhin Ulrich dem Propst entgegengestürmt, hätte er ihn gleich begrüßen können, als er ankam, und hoffend und zweifelnd sich selbst fragte: ob er ihn noch am Leben finden werde oder nicht, — jetzt war diese höhere Gefühlswallung schon dahin, da er schon seit einigen Minuten über seinen Zweifel beruhigt war, den Propst wiedergesehen hatte und an seiner Seite — einen Engel oder einen Dämon? eines von Beiden war ihm selbst diese Erscheinung.

Als er jetzt eintrat in das große gewölbte Gemach, blieb er bescheiden an der Thür stehen und sagte: „Gott grüß Euch, hochwürdiger Herr!“ indeß seine Blicke rings umherschweiften und erst dann, als sie Niemand weiter im Zimmer fanden, auf dem Propst haften blieben, der fast athemlos mit erhitztem Gesicht hinter einem verschobenen Lehnstuhl stand und den eintretenden Baubruder mit ärgerlichen Blicken maß, ehe er seinen Gruß erwiderte.

Ulrich trat etwas näher und sagte: „Mein erster Einkehr in Nürnberg mußte in dieses Haus sein, um

mich zuerst zu überzeugen, ob Ihr noch so wohlauf wäret, wie ich Euch vor länger als einem Decennium verlassen, werther Oheim!"

Jetzt zog dieser die kleinen Augen weit auf, — sein Gesicht nahm mit dem Ausdruck froher Ueberraschung auch wieder den der gewohnten Leutseligkeit an, er trat auf Ulrich zu, schüttelte herzlich seine Hand und rief: „Wahrhaftig, du bist es, Ulrich von Straßburg! Führt es dich auch wieder einmal her in unser Nürnberg? Das ist brav, und wenn du noch kein Quartier hast, so versteht es sich, daß du bei mir herbergest."

„Für heute nehm' ich es an!" sagte Ulrich und ließ sich auf den nächsten Stuhl nieder, „denn ich habe heute eine weite Wanderung gemacht, — ist man Nürnberg einmal nahe, so kann man es nicht erwarten, bis man es erreicht!"

„Ja, ja! das ist immer das alte Lied!" schmunzelte der Propst.

„Wer einmal nur in Nürnberg war,
Der käm' gern jedes Jahr!"

„Es freut mich, daß du auch wieder gekommen bist, wenn du auch manches Jährlein hast vergehen lassen, — hätt' ich mir's aber doch nicht träumen lassen, dich so plötzlich wiederzusehen!"

„Verzeiht, theurer Ohm," entschuldigte sich Ulrich,

„wenn ich Euch gestört haben sollte, — der Drücker sprang auf, da ich am Pförtlein klopfte — aber ich spähte vergeblich nach Jemanden, der mich melden konnte.“

Im Augenblicke hatte der Propst wirklich über die Freude, den Neffen wiederzusehen, für den er immer eine väterliche Zuneigung empfunden, vergessen, daß ihm die Störung sehr ungelegen war — jetzt kehrte seine Verlegenheit zurück — er hatte auf die baldige Wiederentfernung des Klopfenden gerechnet — und jetzt hatte sich dieser häuslich niedergelassen, die gastfreie Einladung angenommen, und wenn auch sein Gastzimmer im obern Stock bereitet ward, so war doch vorauszusehen, daß er nicht unter ein paar Stunden die Ruhe suchen würde. — Nach einer Pause sagte Anton Kreß: „So scheint es, ich muß selbst nachsehen, was mit meiner Haushälterin vorgegangen, es ist immer noch dieselbe Konrade, die du kennst, aber sie ist nicht mehr wie sonst auf dem Plan — es ist schlimm, wenn die Leute alt werden!“

Damit ging er hinaus, aber nicht durch die Eingangsthür, sondern durch die entgegengesetzte in das Seitengemach, von dem Ulrich wußte, daß es keinen Ausgang hatte. Er hörte ihn drinnen leise flüstern, ein Fenster öffnen, Gewänder rauschen.

Nach einer Weile kam der Propst wieder zurück, er hatte kein Licht mitgenommen, obwohl es auf der Straße schon ganz dunkel geworden, wie viel mehr nicht in einem Zimmer! Er hatte eine ärgerliche Miene angenommen, sagte: „Da fand ich sie auch nicht!“ und rief nun mit lauter Stimme in die Hausflur hinaus: „Konrade!“

Nachdem er den Ruf ein paarmal wiederholt, kam Konrade die Treppe herab und an die Thür, aber ohne sich zu beeilen. Sie sah eben so wohlgenährt aus, wie ihr Herr, und wie sie jetzt die linke Hand vor die Lampe hielt, die ihre Rechte trug, daß der Schein derselben voll auf ihr gefurchtes Gesicht schien, die grauen Haare, die das schwarze Häubchen nur halb verdeckte, wie Silber glänzen lassend, erkannte Ulrich auch in ihr ein Bild vergangener Tage und grüßte sie mit freundlichem Gruß, den sie kurz erwiderte. Man sah es ihr an, sie war nicht in ihrer besten Laune, ihr Herr hatte etwas nicht recht gemacht — er schien doppelte Ursache zu haben sie zu schonen — das las Ulrich auch in Beider Redeton und Geberde.

„Mein Neffe ist unser Gast,“ sagte der Propst; „eile, uns einen Imbiß zu besorgen und mache ihm das Schlafgemach zurecht. Du hast ihn wohl nicht erkannt?“

Sie ließ ihre grauen Augen noch einmal auf Ulrich ruhen, und erwiderte: „Ich erkannte nur einen Baubruder,— aber ich will nicht länger warten lassen — mög' es Euch wieder gefallen in Nürnberg!" Damit ging sie.

Der Propst wußte, daß sie Baubrüder nicht liebte, die, wie sie sagte, immer etwas für sich sein wollten, immer sich besser dünkten als andere Menschen, und auf die Gesetze ihrer Genossenschaft strenger hielten, als die Mönche, die gerade damals nicht viel nach ihren Ordensregeln fragten; — auf Ulrich, dessen Verwandtschaft einst selbst dem Propst die ärgste Verlegenheit bereitet, war sie nie gut zu sprechen gewesen.

Die ersten Momente einer plötzlichen Ankunft, eines überraschenden Wiedersehens pflegen nicht immer glücklich zu verlaufen — das galt in alter Zeit, wie es in neuer gilt, — große wie kleine Veränderungen vermögen unangenehm zu berühren, Störungen können verursacht werden und die kleinen Obliegenheiten des häuslichen Empfanges, wie die Bedürfnisse eines reisemüden Körpers sind oft geeignet, jene gehobenere Stimmung zu verscheuchen, die wenige Augenblicke vor der Ankunft uns beseelte.

Ulrich fühlte sich in diesem Falle. Seine vorhin hoch gestiegene Empfindung war plötzlich bis auf Null her-

abgesunken. Indeß nahm nun doch der Propst ihm gegenüber Platz, Konrade kam bald wieder mit großen Vorräthen von Gebratenem und Gebackenem, dazu einen großen Krug mit Wein und zwei silberne „Maiallein,“ wie man in Nürnberg die Trinkbecher nannte.

Der Wein machte den Propst immer gesprächiger und verscheuchte ihm jeden Unmuth, jede Sorge, jede Verlegenheit; schon der erste Becher des feurigen Getränkes hatte auch heute auf ihn die gewohnte Wirkung. Er ward gesprächig, erzählte und fragte, und es dauerte nicht lange, so fühlte sich auch Ulrich wieder in dem vorigen Moment. Ernste Lebensbilder wechselten mit heiteren, und eine lebendige Unterhaltung von einigen Stunden warf helle Streiflichter auf ein Jahrzehnt, daß reich an Ereignissen gewesen für den Einzelnen wie für die Gesammtheit deutscher Nation, ein Jahrzehnt, das den Wechsel eines Jahrhunderts in sich geschlossen.

Und während sie so bis in die Nacht miteinander plaudern, in hundert Einzelheiten der Vergangenheit sich vertiefen, leise nur vernarbte Wunden berühren, und was sie nur flüchtig andeuten verstehen, wollen wir einen Blick thun auf ihre Zeit wie auf ihr Schicksal, der uns mit Beiden noch näher bekannt machen wird, als hätten wir ihr eigenes Gespräch belauscht.

II.

Rückblick.

Als Knaben schon hatten die Stürme des burgundischen Krieges Ulrich aus seinem Heimatsdorf im Elsaß in ein Benediktinerkloster getrieben, in dem er als Waise erzogen ward. Die Klöster waren vom frühen Mittelalter an die Pflegerinnen der Kultur und Kunst, und besonders zeichneten sich die Benediktiner durch wissenschaftliche Bildung aus. Ulrich entwickelte hier so viel Talent und Sinn für die Baukunst, daß er sich ganz derselben widmete, und das Kloster verlassend, in der Haupthütte zu Straßburg in die Genossenschaft freier Maurer aufgenommen ward.

Genossenschaft begehrte das Mittelalter in jeglicher Werkthätigkeit, und der Innungsgeist der Bauleute mag schon in der Zeit aufgekommen sein, wo Laien nur als Hilfsgenossen der Mönche arbeiteten. Doch zur Zeit, von der wir reden, hatten sich die Laien-

bauleute von der klösterlichen Dienstmannschaft abgelöst, und es bestanden schon seit Jahrhunderten Baubrüderschaften, von denen alle großen Kirchenbauten ausgingen, und deren Mitglieder, ohne selbst Mönche zu sein, doch durch manche ihrer Gelübde und Pflichten an ihren klösterlichen Ursprung erinnerten. So durften sie sich nicht verheiraten und mußten sich fern halten von dem weiblichen Geschlecht. Die härtesten Strafen waren über die Zuwiderhandelnden verhängt. Ausstoßung aus der Bauhütte war die härteste derselben, die größte Schmach, die einen freien Steinmetzen treffen konnte. Auch über Ulrich war sie einst verhängt worden, aber nur: weil er nicht ehelicher Geburt war. Dies zu sein war ein Haupterforderniß bei der Aufnahme, und Ulrich's Zeugnisse sprachen dafür, sonst wäre ihm dieselbe versagt worden. Aber in Nürnberg, da er als Wandergeselle dorthin kam und in der Hütte von St. Lorenz mit arbeitete, deren oberster Bauherr der Propst Anton Kreß war, fand er seine wahren Eltern: seine Mutter Ulrika, die Schwester des Propstes, war Nonne im Klara-Kloster zu Nürnberg geworden, und sein Vater Amadeus von Wildenfels Mönch im nahegelegenen Benediktinerkloster. Auch in die Bauhütte war die Kunde seines Herkommens gelangt, und er ward sowohl des-

halb, als weil er den Mönch, seinen Vater, aus dem Klosterkerker befreit, aus der Hütte gestoßen und dem Gericht überliefert. Aber zur selben Zeit erließ Kaiser Maximilian einen allgemeinen Gnadenakt im deutschen Reich, durch den auch der Prozeß wider Ulrich niedergeschlagen ward — eben so ließ der Kaiser, der selbst ein Baubruder war und Ulrich als einen der tüchtigsten und kunstbegeistertsten freien Maurer kennen gelernt hatte, auf Fürsprache seines Narren Kunz von der Rosen und einer edlen Nürnbergerin, Elisabeth Scheurl, die Ehe von Ulrich's Eltern für gültig und ihn selbst als ehelich geboren erklären, so daß der unschuldig Schuldige wieder in die Bauhütte aufgenommen ward. Seiner Mutter hatte er im Klarakloster die Augen zugedrückt, die heilig geliebte Elisabeth war von Mörderhand getroffen in seinen Armen gestorben, seinen Vater hatte er noch lebend im Kloster verlassen, aber jetzt erhielt er von dem Propst die Kunde seines Todes.

Es war etwa vor Jahresfrist, daß man ihn eines Morgens mit gefalteten Händen todt vor dem Tabernakel der Klosterkirche gefunden, das einst verhängnißvoll für ihn wie für Ulrich gewesen war. Aber darum war es auch die Stelle, an der Amadeus am inbrünstigsten betete, und der Engel, den einst des Sohnes

Hand hier kunstreich in Stein gemeißelt, schien dem Vater den sanftesten Todeskuß gegeben zu haben.

Ulrich nahm diese Nachricht mit sanfter Wehmuth auf. Er hatte den Segen der Vaterhand beim letzten Abschied empfangen — aber zuweilen hatte er doch gehofft ihn noch am Leben zu begrüßen, doch wollt' er ihm den Frieden nicht mißgönnen, den der Büßende nun sicherer gefunden im stillen Grabe als in der klösterlichen Zelle. Um so mehr durfte er sich nun freuen, doch noch den Propst, seinen Oheim und väterlichen Freund, am Leben zu finden, den einzigen Verwandten, den er besaß, und der ihn mit Freuden als einen solchen vor der ganzen Bauhütte, wie vor ganz Nürnberg erkannte, seitdem ein Machtspruch von Kaiser und Papst den Fluch hinweggenommen hatte, der auf jedem unehelich Gebornen lag, um so mehr, als Ulrich durch diese ihm widerfahrene Gnade mehr erhoben, als vorher erniedrigt worden war, und als er zu den ausgezeichnetsten Künstlern unter den Baubrüdern gehörte, und sein Name mehr und mehr an Ruf gewann, obwohl er, gleich seinen andern Genossen, auf seinen Arbeiten statt des Namens ein Monogramm führte: ein Kreis mit einem Winkelmaß war sein Zeichen.

Schon in seiner Stellung als Gottesjunker und Vorstand der Nürnberger Bauhütte war der Propst

zu einem Beschützer der Kunst berufen, aber er gab sich auch außerdem noch gern das Ansehen eines Kunstmäcen, da eben damals unter Nürnbergs edlen Geschlechtern ein wahrer Wetteifer herrschte, es einander durch Stiftungen, die viel mehr noch im Interesse der Kunst als der Frömmigkeit gemacht wurden, zuvorzuthun. War es auch hauptsächlich noch immer die Kunst im Dienst der Kirche, die man feierte und unterstützte, so begann doch daneben sich eine Profankunst geltend zu machen, die, im Handwerk und Bürgerstand ihre Vertreter findend, es mit der heiligen Baukunst der freien Steinmetzen aufzunehmen wagte. Um so mehr suchte der Propst um das wie in der Kunst, so auch noch in ganz andern Sphären wankende Ansehen der Kirche zu stützen, diejenigen unter den Baubrüdern hervorzuziehen und zu ehren, die geeignet waren, ihrer Zunft die alte Glorie zu erhalten. Schon darum freute er sich Ulrich's Wiederkehr, und war stolz darauf, ihn seinen Neffen nennen zu dürfen. Der Propst war ihm immer aufrichtig zugethan gewesen, wenn er auch eine eben so schwache und ängstliche, als gutherzige Natur war, so daß Ulrich in seiner schwersten Prüfungszeit an ihm keineswegs eine Stütze, oder einen freundlichen Fürsprecher gefunden, da der Propst dabei für sich selbst und seine Stellung auf das Aeußerste be-

sorgt war und sorgfältig Alles vermied, was dieselbe hätte gefährden können, — aber er war auch wahrhaft glücklich und erfreut, als Ulrich, wenn auch ohne sein Zuthun, gerettet war, und er hatte nachher sein ganzes Ansehen gebraucht, nicht nur seine Wiederaufnahme in der Bauhütte zu einem ehrenvollen Akt und Festtag zu gestalten, sondern auch ihm unter den Baubrüdern wieder zu der geachteten Stellung zu verhelfen, die er vorher eingenommen. Er hatte dafür gesorgt, daß er die kunstreichsten und ihm erwünschtesten Arbeiten von den Werkmeistern angewiesen erhielt, und daß er zugleich den Auftrag ausführen konnte, den er von der sterbenden Elisabeth erhalten: die Begräbnißkapellen der Behaim und Scheurl mit kunstvollen Denkmälern zu schmücken. Und als dies Werk nach Jahren vollendet war, und Ulrich Nürnberg verließ, hatte er nicht nur von dem Hütten- und Werkmeister die ehrenvollsten Zeugnisse aufzuweisen, die ihn an jede Hütte als einen Meister seiner Kunst empfahlen, sondern der Propst gab ihm noch eine Menge andere Empfehlungen mit an geistliche und gelehrte Herren, die nicht mit zu der Baubrüderschaft gehörten, aber deren Bekanntschaft und Stellung für Ulrich wieder auf andere Weise von Nutzen sein konnten, indem der Umgang mit ihnen Ulrich von der Einseitig-

keit befreite, die Jedem anhaftet, der nur in einem bestimmten Kreis von Zunftgenossen sich bewegt. Und waren dem Baubruder auch nach seinem Gelübde die Stätten heiterer Geselligkeit und öffentlicher Vergnügungen verschlossen, so konnte er doch mit den Männern der Wissenschaft und Kunst in stiller Weise verkehren, dadurch selbst sich weiter bilden, und mannigfache Anregungen finden für seine Kunst. Die Baubrüder standen mit ihren Anschauungen, selbst mit den religiösen, meist auf der Höhe ihrer Zeit, und wenn sie eben auch darum von dem Verkehr mit der profanen Menge sich abschlossen, so näherten sie sich doch gern den bevorzugten, aufgeklärten Geistern jeder Sphäre, die ihre Richtung theilten, oder doch zu würdigen verstanden.

Und es drängte damals eben auf allen Gebieten nach einer Neugestaltung der Dinge. Im deutschen Reich zumal, als dessen begeisterten Sohn sich Ulrich fühlte, war endlich ein großer Schritt geschehen, einen geordneteren und besseren Zustand herbeizuführen, als derjenige war, durch den die deutsche Nation mit Recht den Beinamen der „barbarischen" verdiente. Der ewige Landfrieden und das Reichskammergericht waren auf dem Reichstag zu Worms im Au-

gust 1495 gestiftet worden, und das letztere hatte in Nürnberg seinen Sitz.

Erst dieses Jahr war es, in dem die deutsche Nation aufhörte den Vorwurf zu verdienen, der ihr von allen, selbst den ungesittetsten Völkern der damaligen Zeit bis dahin gemacht worden war: daß sie keine Herrschaft des Gesetzes über sich dulden wolle. Ein Vorwurf, der allerdings viel mehr die Fürsten und Herren traf als das Volk, denn in jedem einzelnen Fürstenthum, jeder Herrschaft, jeder freien Stadt unterwarfen sich die Einwohner den Gesetzen — aber die Herrscher und Vertreter aller dieser einzelnen Staaten wollten kein Gesetz über sich anerkennen — und die Städte waren es hauptsächlich, die Vertreter des Bürgerthums, welche auf einen geordneteren Zustand im Reiche drangen. Denn trotz des blühenden Zustandes, in dem sich einzelne Länder und Städte befanden, gab es im Ganzen genommen keinen so ohnmächtigen, verworrenen und verwilderten Staat, dessen Wohl von seinen Bürgern — oder richtiger von seinen ersten Dienern, den Fürsten, so vernachlässigt wurde, wie Deutschland. Die Bande, durch welche alle Theile zu einem Ganzen vereinigt wurden, waren viel zu schwach, so widerstrebende Glieder von so ungleicher Stärke zusammen zu halten. Das einzige Grundgesetz, was

es für das deutsche Reich gab: die goldene Bulle, betraf nur die wenigsten von den Punkten, die bei der Verbindung so vieler, so ungleicher Staaten nicht unbestimmt bleiben konnten, ohne beständige Streitigkeiten, unaufhörliche bürgerliche Kriege hervorzubringer. Und was das Schlimmste war: diese bürgerlichen Kriege waren seit Jahrhunderten nicht nur stillschweigend durch das Herkommen, sondern endlich gar durch die Gesetze, durch die goldene Bulle selbst gebilligt worden. Die Gesetze hatten Jedem, der die Waffen führen konnte, das Recht gegeben, sie gegen seine Mitbürger zu gebrauchen. Das Faustrecht war ein befestigtes Recht geworden. Freilich war es die Absicht der Gesetzgeber nicht. Sie suchten ein Mittel wider das Uebel, wider die Privatkriege, aber sie verfielen auf ein Mittel, das gerade das Gegentheil ihrer Absicht beförderte. Sie wollten die Befehdungen vermindern, und vermehrten sie eben durch die Verordnungen, die sie darüber machten. Diese Verordnungen schrieben gewisse Formalitäten vor, ohne die man das Faustrecht nicht ausüben sollte. Aber eben dadurch ward es ein wahres Recht, sobald jene Formalität nur beobachtet wurde. Der Raufer, der Räuber durfte nur, um seinen schwächeren Nachbar zu berauben, zu morden, seine Dörfer zu plündern und zu brennen

ihm drei Tage vorher einen Fehdebrief senden, ihm damit „absagen", und konnte dann vor der ganzen Welt behaupten, daß er gesetzmäßig gehandelt.

Es war schon schlimm genug für Deutschland, daß alle die Mitglieder, die seinen Staatskörper ausmachten, das Recht hatten einander zu bekriegen. In dem Bezirk eines Landes von ungefähr hundert und fünfzig Meilen in der Länge und gegen zweihundert Meilen in der Breite gab es an die dreihundert und vierzig Staaten (in so viel ungefähr war das Reich zersplittert), die alle das Waffenrecht gegen einander hatten; alle gleich kriegerisch, gleich wachsam, gleich bereit bei der geringsten Beleidigung drein zu schlagen. Solch' ein Zustand ließ schon nichts Anderes erwarten, als daß dies Land ein ewiges Kriegstheater sein würde. Rechnet man nun noch die Reichsritter hinzu, so waren ihrer viele Tausende, die dies gefährliche Recht besaßen. Seitdem aber jene Formalitäten vorgeschrieben wurden, konnten sogar alle Klassen der Gesellschaft die Waffen wider einander ergreifen, und behaupten gesetzmäßig gehandelt zu haben. So schickten z. B. die Schuhknechte zu Leipzig 1491 der dortigen Universität einen Fehdebrief; die Bäcker und Buben des Markgrafen Jakob von Baden einen an die Städte Eßlingen, Reutlingen u. dgl.; die Köche und

Küchenknechte des Herrn von Eppenstein an den Grafen von Solms u. s. w. Unter den Rittern wurden die Absagebriefe, welche die Ruhmsucht reizten, eine Art von schwärmerischer Mode. Am größten war die Erbitterung, wenn Adelige und Städte einander befehdeten.

Man hob endlich jene unselige Verordnung wieder auf, ein Landfrieden ward auf fünf Jahre gestiftet, dann auf zehn Jahre erneuert, da man aber kein eigenes Tribunal zu Stande brachte, über dessen Handhabung zu wachen, so gründeten einzelne Fürsten, und namentlich die handeltreibenden Städte Bündnisse unter sich. So entstanden der Cösler und der Schwäbische Bund, zu dem auch Nürnberg gehörte.

Bei einem solchen Zustand der Dinge ward die Stiftung des ewigen Landfriedens von allen Freunden des Rechtes mit Jubel begrüßt — aber seinen Feinden, den Raubrittern, Raufern und Plackern gegenüber war es keine Kleinigkeit, ihn wirklich einzuführen und aufrecht zu erhalten; besonders da damit zugleich eine Steuer verbunden war, die Auflage des „gemeinen Pfennigs", um die „währende Hülfe", die Reichstruppen und das Kammergericht zu bezahlen.

Das Kammergericht war zuerst in Frankfurt eröffnet worden. Graf Eitel Friedrich von Zollern war

der erste Kammerrichter; aber aus Mangel an Besoldung ging es wieder ein.

Den Vorstellungen des Kurfürsten Berthold von Mainz, eines wahrhaft patriotischen Mannes, der sich immer für die Einheit und achtunggebietende Stellung Deutschland bemühte, gelang es endlich, auf einem Reichstag zu Augsburg 1500 das Reichsregiment zu gründen, das in Nürnberg seinen Sitz hatte. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen war zum Statthalter ernannt worden und befand sich gerade jetzt, 1508, in Nürnberg; der Reichsrath war ein Ausschuß aus allen Klassen der Reichsstände, welche theils in Person, theils durch ihre Gesandten viermal jährlich in Nürnberg zusammenkamen, wozu noch sechs Ritter, Doktoren und Lizentiaten aus den sechs Reichskreisen, in Allem zwanzig Personen, verordnet waren. Dies Regiment sollte den Landfrieden handhaben, die Urtheile des Kammergerichtes exequiren, das Reich gegen auswärtige Gewalt beschützen u. s. w. Der Kaiser behielt sich die Belehnungen und Entscheidungen bei Streitigkeiten über Fahnenlehen u. s. w. vor.

Aber das Reichsregiment befand sich in einer schlimmen Lage. Diejenigen seiner Mitglieder, die Sold — oder was wir jetzt Diäten nennen — em-

pfangen sollten, bekamen ihn nicht. Der Kaiser Maximilian, der in ihm eine Beschränkung seiner Autorität erblickte, kehrte sich selbst nicht an dasselbe und die unter einander neidischen Fürsten, die sich ebenfalls durch eine solche Einrichtung in ihren Hoheitsrechten beeinträchtigt glaubten, betrachteten es mit gleicher Mißgunst. Statt das Reichsregiment zu stützen, errichtete der Kaiser einen Hofrath, der zwar nur für die Angelegenheiten der österreichischen Erblande bestimmt war, aber vor dessen Tribunal Maximilian auch bald Reichssachen und Rechtshändel der Reichsstände zog.

Ein solcher Zustand der Dinge mußte alle Patrioten, die sich nun erst den froheſten Hoffnungen hingegeben hatten, Deutschlands Frieden, Einheit und Größe gefördert zu sehen, mit schmerzlichem Bedauern erfüllen.

Ulrich und der Propst sprachen sich in diesem Sinne gegeneinander aus, und erkannten schmerzlich, daß die Schuld an dem allgemeinen Verfalle des Reiches nicht allein den Kaiser traf, oder die Fürsten, oder die Bürger, sondern Alle zugleich. Maximilian war wenigstens der ritterliche Held dazu, dem Reiche nach Außen gegen Frankreich und Italien eine achtunggebietende Stellung zu verschaffen; aber die

Stände ließen ihn im Stich, wo er Truppen und Geld dazu verlangte, sich meist damit herausredend, daß erst das Land im Innern in Ordnung sein müsse, und als endlich eine innere Reichsmacht geschaffen war, mußte sie an eben derselben Verweigerung des dazu erforderlichen Geldes wieder eingehen. Die nothwendige Opferfreudigkeit für die gemeinsame Sache des Vaterlandes fand sich auf keiner Seite. Dem Kaiser galt die Vergrößerung und Sicherung seiner Hausmacht, der Ruhm und Glanz seines Heldennamens mehr, als das Glück des deutschen Reiches, die meisten Fürsten und Herren besaßen einen noch größeren und dabei kleinlicheren Egoismus als er, und an die Stelle der früher gegen einander offen geführten Fehden trat nun neidische Eifersucht; die Städte und Bürger aber hielten schon den Pfennig für zu viel, der im Interesse der Reichswohlfahrt von ihnen gefordert ward.

Indessen war auch speziell für Nürnberg die Zeit ereignißvoll gewesen. Es lag wieder im Streit mit dem Markgrafen Friedrich von Zollern und es war ein Tag zu Erfurt angesetzt worden, die Sache zu schlichten. Während nun daselbst verhandelt ward, zog dessen Sohn, Markgraf Kasimir in Abwesenheit seines Vaters im Juni 1502 mit einer starken

Schaar gegen die Nürnberger heran, lockte sie zum Kampfe in die Ebene zwischen St. Peter und Lichtenhof und brachte hauptsächlich durch Götz von Berlichingen nicht nur denen, welche unter Ulmann Stromer's Befehl aus der Stadt gerückt waren, sondern auch denen, die unter des Schultheißen Hans von Weichsdorf's Anführung vom Kirchweihschutz zu Affaltenbach heimzogen, eine bedeutende Niederlage bei. Schrecken und Trauer kam über die Stadt, denn bei dreihundert Nürnberger waren erschlagen und ein Panier in der Hand des Feindes. Der Markgraf hatte zwar doppelt so viel Todte, aber der Sieg war sein. Ward nun auch Friede geschlossen, so sah sich Nürnberg doch bald in einen neuen Krieg verwickelt als Mitglied des schwäbischen Bundes nach dem Tode Herzog Georg's des Reichen in dem baierisch-landshuter Erbfolgekrieg, der zunächst zwischen Pfalzgraf Ruprecht und Herzog Albrecht von Baiern-München entstand, weil Ruprecht sich weder dem Ausspruch des Kammergerichtes, noch des Kaisers fügen wollte. Herzog Albrecht hatte mit den Nürnbergern noch ein besonderes Bündniß gemacht und ihnen einen Theil der Eroberungen versprochen, die sie machen würden. Die Nürnberger halfen dem Herzog und dem

Kaiser zum Sieg und erhielten dafür 1505 die Städte Altdorf, Lauf und Hersbruck, die Schlösser Reichen=eck, Hohenstein, Heimburg u. s. w. zum Lehen, so daß nun Nürnberg ein großes Gebiet beherrschte.

Die Nürnberger hofften durch solche Vergrößerung ihrer Macht eine Entschädigung für die Nachtheile zu finden, die ihnen aus der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerika erwuchsen, da nun der Handel eine andere Richtung nahm und Nürnberg nicht mehr wie bisher der Mittelpunkt desselben war.

Maximilian, der nur erst König hieß und die Kai=serkrone noch nicht zu Rom aus den Händen des Pap=stes — jetzt Julius II. — empfangen, hatte vergeb=lich zu einem Römerzug gerüstet. Die Venetianer ver=weigerten ihm den Durchzug. Da endlich kam ihm der leuchtende Gedanke, daß die Krönung durch den Papst Nichts sei, als eine leere herkömmliche Ceremo=nie, nicht werth, um deßwillen das Blut der Deut=schen im Kampfe zu vergießen. Er ließ sich in Trient vom Bischof am 3. Februar 1508 zum Kaiser krö=nen und benachrichtigte sowohl den Papst als das Reich davon: daß er den Titel eines erwählten rö=mischen Kaisers angenommen. Papst Julius war mit dieser Nachricht sehr zufrieden, da es gerade sein Wunsch war, den Kaiser von Italien fern zu halten. Er

bestätigte in einer Bulle den Kaisertitel, als ob er ihm die Krone selbst auf's Haupt gesetzt. Maximilian erklärte Venedig in die Reichsacht, da es ihm aber an Geld und Truppen fehlte dieselbe auszuführen, schloß er am 20. April 1508 einen Waffenstillstand auf drei Jahre mit ihm. Niemand glaubte an einen dauernden Frieden und man erwartete spätestens zum Frühjahr den Ausbruch des Krieges mit Venedig.

Unter allen Städten im deutschen Reiche waren aber keine weiter dabei so interessirt wie Augsburg und Nürnberg, weil beide mit Venedig in den engsten Handelsverbindungen waren und auch sonst von gemeinsamen Interessen beseelt sich zeigten. Nürnbergs Rechtsgelehrte bildeten sich in Venedig und Bologna, Nürnbergs Künstler holten sich dort die Weihe und Nürnbergs Frauen ihre — Spiegel und ihren Putz.

Man sagte dem Kaiser ohnehin schon nach, daß er nicht gut Nürnbergisch sei, da er seinen ersten Reichstag als Kaiser nicht, wie es Nürnbergs gutes Recht war, daselbst gehalten hatte, sondern in Worms, und die Nürnberger hingen eigensinnig an ihren Privilegien; ein Krieg mit Venedig konnte nicht dazu beitragen, Maximilian, wie hoch sie auch seine persönlichen Eigenschaften schätzten, als Reichsoberhaupt bei ihnen beliebter zu machen.

III.

Ein Sarkophag.

Am Tage nach seiner Ankunft ging Ulrich in die Bauhütte, die bei der St. Lorenzkirche stand und die ihm auf sein gegebenes Paßwort der Pallirer öffnete; denn nur Eingeweihten war der Eintritt gestattet; wer kein Baubruder war, dem blieb sie verschlossen.

Obwohl Ulrich hier einst viele Jahre gearbeitet, so kannte ihn doch Niemand mehr. Es war natürlich und er hatte es nicht anders erwarten dürfen. Die Baubrüder führten ein Wanderleben, es war eine Bedingung ihrer Bildung und ihr hoher Beruf brachte es so mit sich. Freizügigkeit war ihr vom Kaiser und Papst verbrieftes Recht. Ueberall, wo große Kirchenbauten aufgeführt wurden, strömten sie zusammen, arbeiteten zu Hunderten, ja zu Tausenden bei einander, wie beim Münster zu Straßburg, dem Stephansdome zu Wien und dem Kölner Dom — aber ob

auch diese Bauten halbe und ganze Jahrhunderte bis zu ihrer Vollendung in Anspruch nahmen, die Bauleute blieben selten ein Jahrzehent lang an demselben Bau beschäftigt, sondern zogen es vor, in den verschiedensten Städten zu arbeiten. Theils waren durch die Statuten der Baubrüderschaften ihre Wanderjahre bestimmt, theils wählten sie auch nachher noch den Wechsel, da es ruhmvoll für sie war, an recht vielen Domen und Kirchen mitgebaut zu haben und ihre dadurch erweiterten und vermannigfaltigten Anschauungen der Baukunst selbst nur zum Vortheil gereichten. War es ja doch um deßwillen, daß sie keine Heimat, keinen häuslichen Herd sich gründen durften. Ihre Geliebte war die heilige Kunst und ihre Heimat die Bauhütte, gleichviel in welchem Lande, in welcher Stadt sie stand. Kein anderes Band durfte und konnte sie fesseln, als das, welches alle Baubrüder zu einer in sich fest gegliederten und doch in alle Lande verbreiteten Genossenschaft vereinigte, die von jeder andern im Aeußern wie im Innern streng sich sonderte.

Als Ulrich das erste Mal in Nürnberg gewesen, hatten mehr als hundert Baubrüder in der Hütte gearbeitet, da der Thurm und das hohe Chor der herrlichen Lorenzkirche waren restaurirt und verschönert worden; aber seitdem dieser Bau vollendet und ge-

rade jetzt nur an der Frauenkirche eine Seitenkapelle gebaut ward, so arbeiteten vielleicht nur vierzig bis fünfzig daselbst und es war darum nur um so natürlicher, daß er keine Kameraden fand aus früherer Zeit.

Wie er aber nach den üblichen Begrüßungsformeln dem Hüttenmeister seine Papiere übergeben und derselbe den Namen las: Ulrich Wüll von Wildenfels, genannt von Straßburg, und daneben sein Monogramm sah, einen Kreis mit einem Winkelmaß durchschnitten: da ward er dennoch von Allen freudiger und begeisterter empfangen, denn jeder andere Ankömmling. Denn Viele kannten seinen Namen und seine Geschichte, wußten wie schön und edel er sich in allen Stücken bewährt, wie Kaiser Maximilian ihn schon einst trotz seiner freien Sprache auf einem Hüttentag geehrt und ihm später seine Gnade erwiesen, Viele wußten, wie er einst mit Gefahr des eigenen Lebens einen andern Baubruder, den blonden Hieronymus, der jetzt auch nicht mehr hier war, vom unvermeidlich scheinenden Tode gerettet, als das Gerüst auf der höchsten Spitze des Lorenzthurmes gebrochen war — Alle aber, die auch seinen Namen nicht wußten, kannten doch sein Monogramm, sie kannten die Halbsäule an der Lorenzkirche mit dem

kunstreichen Hochbild: schöngemeißelte Eichenzweige, die sich zu einer Krone emporwölbten, unter der ein Eichhörnchen saß zum Sprunge ausholend, indeß von unten eine Schlange emporzischte — sie kannten dies Wahrzeichen, das sich Ulrich einst selbst in den Stein gedichtet, aber noch mehr, sie kannten die herrliche Begräbnißkapelle der Scheurl und Behaim: den weinenden Genius der Liebe, der über einen Sarkophag sich neigte, dem Rosen und Lilien aus Stein zu entblühen schienen, sie kannten das Monogramm: den Kreis, den das Winkelmaß durchschneidet.

Nicht nur als ein Bruder, als ein Meister ward Ulrich von Allen willkommen geheißen. Man brauchte kein Probestück von ihm zu fordern, es galt nur darüber nachzudenken, welche Arbeit würdig genug war, von einem so ausgezeichneten Mitglied der Baubrüderschaft verrichtet zu werden.

„Ich glaube, ich werde eine solche finden!“ sagte Ulrich; „ich habe mich hierher auf den Weg gemacht, weil ich hörte, daß Herr Martin Behaim in Fayal gestorben, und wenn auch seine Gebeine nicht im heimischen Nürnberg ruhen werden, sondern in der warmen Erde jenes wunderbaren Eilandes, das er entdeckt, so erschien es mir doch als eine Schuld der Dankbarkeit, daß die Begräbnißkapelle zu Ehren des Größ-

ten dieser beiden Geschlechter ein Erinnerungsmal enthalte. Es ist zugleich eine Pflicht, die ich selbst gegen die selige Stifterin dieser Kapelle zu erfüllen habe. Ich werde darum auch heute noch keine Arbeit bei Euch beginnen, sondern zuvor in Begleitung unseres hochwürdigen Bauherrn des Herrn Propstes Kreß mit der Verwaltung der Scheurl'schen Stiftung Rücksprache nehmen, und wenn mein Plan gebilligt wird, werden wohl einige unserer Brüder hier mir behilflich sein."

Der Hüttenmeister gab seinen Beifall zu dieser Absicht und Rede zu erkennen, und erbot sich auch, Ulrich zu Herrn Georg Behaim, dem Bruder des Verstorbenen, zu begleiten, wenn er es wünschen sollte.

Indeß lehnte Ulrich diese Begleitung vorerst dankend ab und entfernte sich allein. War sein erster Gang zu dem väterlichen Freunde gewesen, sein zweiter in die Bauhütte, wie seine Pflicht war — so durfte er nun das Grab der heiliggeliebten Frau aufsuchen, die sich ihm gleich einer Heiligen zu einem Ideal verklärt hatte, zu dem er sich im brünstigen Gebet erheben durfte.

So ging er aus der Hütte in die Kirche, die offen stand nach dem schönen Brauch der Zeit. Langsamen Schrittes ging er durch den hochgewölbten Raum, der dennoch von seinen Tritten widerdröhnte, umsomehr,

da er jetzt fast menschenleer erschien. Nur da und dort kniete ein Bettelmönch, ein altes Mütterchen, ein zartes Kind — die geschäftigen Nürnberger hatten mehr zu thun, als in den Kirchen zu beten und zu ruhen am Werktag, wenn nicht die Glocke zur Andacht rief. Dann freilich gingen sie festtäglich geputzt, die Männer mit pathetischem Gange, die Frauen sittig mit niedergeschlagenen Augen zur Messe, aber in ihrem Geschäftsleben ließen sie sich nicht gerne von etwas unterbrechen.

Schon hatte Ulrich vergeblich nach dem Kirchendiener gespäht, der ihm die Begräbnißkapelle der Scheurl und Behaim öffnen sollte, als er zu seinem Erstaunen die zierlich aus Bronze gegossene kleine Pforte in dem Gitter nur angelehnt erblickte; der Schlüssel steckte im Schloß. Noch größer aber war sein Erstaunen, als er bei seinem Eintritt den Deckel von Elisabeth's Sarkophag, auf dem er die Rosen und Lilien dem Stein entsprossen lassen, jetzt ihm entgegenblühen sah in der Farbe der Treue und des Himmels. Blaustrahlende Vergißmeinnicht in der Fülle und dem Duft des Lebens waren dazwischen eingefügt, so frisch und wie noch feucht vom Morgenthau oder vom Kuß des Bächleins, an dem sie gewachsen, und der Genius, der sich darüber neigte, hielt in seiner rechten Hand

eine Krone von rothen Granatblüthen — ihre Farbe mahnte an Liebe — an Purpur — an Blut — für Ulrich, der gleich, wie in seiner Kunst, die immer mehr sich dazu vertiefte, in Allem Symbole sah — eine Mahnung, die ihn mit stillen Schauern der Erinnerung erfüllte.

Es war Elisabeth's Todestag — Ulrich's Hand hatte ein Vergißmeinnichtsträußchen ergriffen, und drückte es unwillkürlich an sein Herz, seine Linke zuckte nach dem kurzen Schwert, das an seiner Seite hing, als wolle er es zur Vertheidigung ziehen gegen ihren Mörder — an dieser geweihten Stelle, die er seit vielen Jahren zum ersten Male wieder begrüßte, übermannte ihn die Erinnerung — eine Thräne trat in sein Auge — er neigte sich tiefer hinab auf den Sarkophag und die Vergißmeinnicht.

So ganz in wehmüthige und erschütternde Erinnerungen verloren, hörte er nicht, daß ein Frauengewand hinter ihm rauschte, und eine Dame in zürnender Haltung hinter ihm stand.

Welch' ein roher Gesell, dachte sie, der hier sich eindrängt in dies Heiligthum des Todes, in das kein Fremder Zutritt hat! Mit frecher Hand greift er in die Blumen, mit denen ich die Selige an ihrem Sterbetag ehre, und was ich im Augenblick erst mühsam voll-

endet, zerstört er vielleicht ganz, um die Steinmetzarbeit zu prüfen, denn seiner Kleidung nach ist es ein Baubruder.

Als Ulrich immer mehr von innerer Bewegung ergriffen, sich noch tiefer auf den Sarkophag neigte, und dabei sein Schwert, an das er vorher gegriffen, aus der Scheide fiel und laut klirrend die Stufen berührte, da kehrte er sich, um es wieder aufzunehmen, und die Dame hielt sich und ihren Unmuth nicht länger zurück, sie trat vor und sagte stolz gebietend:

„Mein Herr, in diese Kapelle haben Fremde ohne ausdrückliche Erlaubniß keinen Zutritt, am wenigsten dann, wenn sie eine stille Todtenfeier stören!“

Als Ulrich die Sprecherin hinter sich erblickte, fuhr er zusammen, als habe er einen Geist gesehen — nicht ihre stolzen Worte waren es, die ihn bestürzten, sondern ihre ganze Erscheinung: das war dieselbe Dame, die er gestern bei dem Propst gesehen, nur daß sie heute ein schwarzes Kleid trug, einen schwarzen Sturz und schwarzen Schleier, dazu aber eine goldgestickte schwarze Sammttasche an der goldenen Gürtelschnur und goldene Spangen an den blendend weißen Armen, welche die langen und ganz offenen Aermel unbedeckt ließen, ebenso trug sie um den edelgeformten Hals eine goldene Kette und an dem Busen eine kunstreich gear-

beitete Rose von Rubinen und Smaragden in lauterm Golde, so daß es nicht Trauerkleidung war, in der sie erschien, für die jeder Schmuck unzulässig und nonnenhafte Verhüllung der ganzen Gestalt vorgeschrieben.

Ulrich verneigte sich vor der stolzen Gestalt und sagte bescheiden: „Verzeiht edle Dame, daß ich hier störe — ich suchte vergeblich den Kirchendiener, mir zu öffnen, und da ich ihn nicht fand, aber diese Pforte unverschlossen, so trat ich ein, denn noch niemals ist ein Baubruder zurückgewiesen worden vor den Werken heiliger Baukunst!“

So ging er langsam an ihr vorüber, aber noch stand sie zu nah an der kleinen Pforte, als daß er hätte dieselbe durchschreiten können, ohne auf die faltenreiche Schleppe ihres Kleides zu treten, die noch dazwischen lag.

Hatte ihn die Dame erst, während er sprach, mit stolzen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle gemessen, so stand sie jetzt einen Augenblick beschämt und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm: denn sie war die Letzte, die nicht Achtung empfand vor der Kunst, wie vor dem Künstler, die Letzte, die es ertrug, vor dem in seiner Bescheidenheit stolzen Baubruder mitten im Heiligthume der Kunst als eine Profane zu stehen, die nicht wußte, was Sitte sei und sich erst von ihm mußte darüber belehren lassen. Eben da sie sich so beschämt

fühlte, wollte sie das um jeden Preis von sich abwälzen — als sie wieder zu ihm aufblickte und an seinem braunen Wamms das Vergißmeinnicht gewahrte, das er von dem Denkmal genommen, sagte sie mit ebenso viel Stolz als vorhin, aber mit leise bebender Stimme:

„Niemand wird dem Baubruder wehren, ein Meisterwerk der Kunst zu betrachten, wie dieses, wie selbst im kunstreichen Nürnberg kaum ein zweites zu finden, aber wohl der Hand des Fremdlings, den lebenden Blüthenschmuck zu zerstören, den Treue und Verehrung zu stiller Todesfeier niedergelegt.“

Jetzt glühte auch Ulrich's Antlitz höher, er nahm die Vergißmeinnicht, legte sie auf das Grab, wo er sie weggenommen, blickte auf den von seiner Hand aus Stein gemeißelten Genius, der die Züge Elisabeth Scheurl's trug — Züge, die auch an die der Dame erinnerten, die jetzt neben ihm stand, und sagte zu dem Steingebild gewendet: „Du vergibst mir, selige Elisabeth, in deiner himmlischen Klarheit! — und Ihr,“ fuhr er zu der Dame gewendet fort, „werdet mir vielleicht auch vergeben, wenn ich noch öfter dies Heiligthum betrete, um nach ihrem Vermächtniß dieser Kapelle einen neuen Schmuck zu geben — den Raub des Vergißmeinnichtes, das schon morgen verblüht ist, wollt' ich mit Blumen sühnen, die Jahrhunderte

dauern." Er machte eine grüßende Handbewegung, und da die Dame mehr zur Seite getreten war, ging er an ihr vorüber.

Aber sie hielt ihn auf, indem sie ihre feine durchsichtige Hand auf seinen Arm legte und zitternd rief: „Ihr habt sie gekannt? Ihr hättet einen Auftrag von ihr? — o bleibt! redet! sagt, wer Ihr seid?"

Er blickte sie fast finster an und entgegnete: „Seid Ihr noch nicht befriedigt? Ich bin ein freier Steinmetz, wie Ihr seht." Er deutete auf seine Kleidung, die für alle Baubrüder die gleiche war — „auf unsere Namen kommt wenig an, man kennt uns nur an unserm Monogramm, Ihr findet das meinige dort an dem Sarkophag, den Kreis mit einem Winkelmaß durchzogen."

„Ulrich von Wildenfels!" rief die Dame erschüttert. „Ihr seid selbst der Meister?"

Er neigte das edle Haupt und sagte: „Ich werde Ulrich von Straßburg genannt, ein Meister bin ich nicht, wir Baubrüder nennen so nur den Vorsteher einer Haupthütte, der bin ich nicht, nur ein Wandergesell gleich meinen Brüdern."

Sie hatte ihn losgelassen, und fuhr sich mit den zierlich gekanteten Leinentuch über die Augen, weil sie naß waren von Thränen, die ihr selbst fast unerklär-

lich jetzt daraus hervorstürzten. Beschämung und Stolz, Demuth und Bewunderung bei einem plötzlichen Entdecken, hatten sie ihr zugleich entlockt. Als sie das Tuch wieder von ihrem Antlitz nahm, erschien es wie verändert: das war nicht mehr die stolze Herrin von vorhin, das war eine demüthige Maid, aus deren schwärmerischen Blicken erhabene Begeisterung leuchtete.

„Könnt Ihr mir vergeben?" sagte sie mit sanfter, fast flehender Stimme.

Er sah die Bewegung, die in ihr vorging, er ahnte, daß sie mit sich selbst zürnte, ihn durch ihr Betragen beleidigt zu haben, aber er vergab schneller jede Beleidigung, die ihn persönlich, als eine, die seine Genossenschaft traf, und er sagte nur, indem er sich zum Abschied verneigte: „Wenn Ihr mir die Störung verziehen, so bedarf es ja weiter Nichts."

„Doch!" versetzte sie schnell, „viel mehr, als ich nach Euren Namen, nach Eurem Recht, hier einzuringen, habt Ihr nach dem meinigen zu fragen. Ich bin eine Nichte der seligen Frau Elisabeth Scheuel, meine selige Mutter war eine Behaim, ihre Schwester — mein Name ist Isolde von Weichsdorf, mein Vater ist Stadtschultheiß von Nürnberg."

Eine Nichte Elisabeth's! das stimmte Ulrich schon milder. „So habe ich wohl mit Euerm Herrn Vater

zu unterhandeln," sagte er ablenkend, „wo es sich um eine Stiftung der Behaim handelt?"

„Ich glaube es, denn mein Oheim Georg Behaim ist auf Reisen, und wird wohl nicht so bald aus Venedig zurückkehren," berichtete Isolde.

Ulrich schickte sich wieder zum Gehen an und fragte nur: „Meinet Ihr, daß ich ihn heute noch sprechen kann?"

„Diesen Morgen ist er auf dem Rathhaus," sagte Isolde, „aber ich werde dafür sorgen, daß er am Nachmittag daheim bleibe, um Euch zu empfangen."

„So entbietet ihm einen Gruß!" antwortete Ulrich.

Schon während sie vorhin sprach, hatte Isolde mit ihrer Hand an der Edelsteinrose genestelt, die sie an sich trug, jetzt hatte sie dieselbe gelöst, reichte sie Ulrich dar und sagte erröthend:

„Die vergänglichen Vergißmeinnicht wollte ich Euch wehren, als Andenken an Elisabeth mit Euch zu nehmen, ich löse sie bei Euch ein mit dieser Rose, die sie selbst getragen. Sie gebührt dem allein," fügte sie schnell hinzu, wie um ihre Gabe vor Mißdeutung zu schützen, „der sie also unsterblich gemacht durch das herrlichste Kunstwerk!"

Ulrich trat bestürzt wieder zurück zu dem Sarkophag, nahm wieder ein Sträußchen Vergißmeinnicht

auf und sagte: „So gebt Ihr mir ein Recht zu diesem Angedenken — nimmer aber würd' ich die Rose annehmen, die ihr von des Kaisers Majestät verliehen worden!"

„Ihr erkennt sie, um so mehr gebührt sie Euch!" rief Isolde, „ich habe sie als ein heilig' Erbtheil empfangen, aber ich trage sie niemals sonst, als an diesem Tage ihr zu Ehren — jetzt erst hat sie ihren rechtmäßigen Eigenthümer gefunden, der Kaiser ist Euch ja durch die Bauhütte verbrüdert, die Rose gehört Euch oder Niemanden!"

„Spart Eure Worte!" fiel ihr Ulrich in die Rede, „Euer Ansinnen widerspricht sogar unserem Gelübde: Ein Baubruder darf von Niemanden Geschenke annehmen, am wenigsten aus Frauenhand!"

Sie stand bestürzt, beschämt —

Er ging.

Als Isolde allein war, warf sie sich wie in ohnmächtigem Schmerz, beschämt und grollend über den Sarkophag. Ihre Thränen bethauten die Vergißmeinnicht. Kaum wußte sie warum sie weinte, sie hatte solche Thränen noch nicht vergossen.

Isolde von Weichsdorf hatte früh die eigene Mutter verloren. Magarethe, eine geborne Behaim und ältere Schwester der Elisabeth Schenel, die hier begra-

ben lag, war gestorben, als Isolde und ihre jüngere Schwester Anna noch im zarten Alter waren, und darum wurden beide im Klarakloster von Nürnberg erzogen, ohne daß sie darum zu Nonnen bestimmt waren. Zuweilen nur bei festlichen Gelegenheiten ließ sie der vielbeschäftigte Vater zu sich herauskommen; da aber sein Hauswesen nicht auf Kinder oder junge Mädchen, die noch der Aufsicht bedurften, eingerichtet war, so wohnten sie dann abwechselnd im Hause des Großvaters Behaim, eines reichen Kaufmannes, oder ihrer Muhme Elisabeth, die an Christoph Scheuel vermält war, einen der reichsten und angesehensten Patrizier von Nürnberg, bei dem selbst König Maximilian zu wohnen nicht für zu gering hielt, da er das schönste Haus „unter der Veste" besaß, und ihn selbst zum Ritter schlug.

Das war besonders für Isolde eine glückliche Zeit, wenn sie die Einförmigkeit des Klosterlebens mit dem Wechsel vertauschen konnte, den sie in Elisabeth's Hause fand. Das war ausgeschmückt mit allem Luxus, den Venedigs und Nürnbergs Handel und der heimische Kunstfleiß nur zu vereinigen vermochten. Tausend Dinge, die das Auge und Herz des Kindes, wie das des erblühenden Mädchens erfreuten, aber am meisten hing es doch an Elisabeth selbst. Die Muhme war so

schön und immer so prächtig geschmückt wie eine Königin. Das von den gleichförmigen Gestalten der Klosterfrauen gelangweilte Auge der für alles Schöne empfänglichen Isolde hing mit Entzücken an Elisabeth's schöner Erscheinung, und kannte kein größeres Glück, als von ihr geliebkost zu werden, oder zu ihren Füßen sitzend, ihren Worten lauschen, oder mit ihren Locken und Händen spielen, oder sie selbst mit Schmuck und Blumen phantastisch putzen zu dürfen. Es pflegt noch heute oft zu geschehen und geschah schon vor Jahrhunderten, daß junge Mädchen sich ein älteres weibliches Wesen zum Vorbild nehmen, zum Ideal erkießen, ihm eine schwärmerische Verehrung widmen. So ging es Isolden. Sie hatte die Mutter verloren, und verehrte nun in Elisabeth, deren Schwester, die in manchen Stücken ihr glich, in den meisten aber sie weit überstrahlte. Um von Isolde wie eine Mutter geliebt zu werden, war Elisabeth zu jung, sie war nur 12 Jahre älter als jene, und alle Reize, die sie besaß, ließen sie mehr in der Verklärung einer Jungfrau, als in der Würde einer Mutter erscheinen. Sie machte auch keine Rechte derselben bei Isolde geltend, sie behandelte sie fast wie eine Freundin, wie eine jüngere Schwester, sie betrachtete sie, da sie kleiner war, wie ein unterhaltendes Spielzeug, da sie größer ward, wie eine

Auserwählte, die sie nach sich selbst bilden, der sie so viel von ihren Kenntnissen und Ansichten mittheilen konnte, als eben ein so jugendliches Gemüth in sich aufzunehmen vermochte. Elisabeth galt nicht nur als die schönste und reichste, sondern auch als die stolzeste und gelehrteste Frau von Nürnberg, die sich in Allem glänzend hervorthat vor anderen Frauen, so daß eben deßhalb Neid und Mißgunst sie verfolgten, was Isolde nicht unbekannt blieb, denn selbst im Kloster sprach man davon, und doch war sie so gut und hold gegen die kindliche Nichte! Nichts also war natürlicher, als daß diese mit schwärmerischer Hingabe an ihr hing, mit einer fast leidenschaftlichen Glut, wie man sie oft bei Mädchen findet, ehe die Liebe zum Manne dem feurigen Drange des Herzens eine andere Richtung gibt. Dazu kam noch, daß Isolde bei Elisabeth oft einen Kreis von Gelehrten und Künstlern sah, unter denen sie sich ebenbürtig bewegte, daß Isolde wußte, wie Elisabeth einst auf den Wink Kaiser Friedrichs III. den ausgezeichneten Gelehrten Konrad Celtes auf offenem Markt zum Poeten gekrönt, wie Kaiser Maximilian sie vor allen Frauen Nürnbergs hochgeehrt, — doch mehr als durch dies Alles ward Isolden's Empfindung noch durch das Mitleid erhöht, da sie nur zu gut erkannte, daß Elisabeth trotz allem Glanz und

Ruhm, der sie umgab, nicht glücklich war. Das konnte denen sich am Wenigsten verbergen, die mit ihr unter einem Dache weilten! Wie konnte sie glücklich sein an der Seite eines Mannes, der ihr an Bildung so weit nachstand, als an Jahren voraus war, der lärmende Gelage liebte und oft betrunken nach Hause kam, dem sie zwar jeden Wunsch erfüllte aus Pflichtgefühl, wie er selbst ihr, um damit zu prunken, — aber den sie doch lieber gehen als kommen sah. Aber es kamen dazu auch noch Stunden, in denen Elisabeth das aufblühende Mädchen an sich zog und mit Thränen im Auge es warnte, sie selbst sich ja nicht zum Beispiel zu nehmen, ja, das Versprechen verlangte, sich nicht zu verheiraten, wenigstens nur dann, wenn ihr zu Muthe sei, als könnte weder sie ohne den, noch ohne sie Derjenige leben, der ihre Hand begehre, — daß sie sich ja hüten solle vor den Männern, denn es sei ein rohes und eigennütziges Geschlecht, von dem unter Tausenden kaum Einer einmal ein liebendes Frauenherz zu würdigen verstehe. Aber eben so sehr warnte sie sie auch vor dem Klosterleben und bestärkte das ohnehin nicht für solche Abgeschlossenheit gestimmte Mädchen noch mehr in dem Entschlusse, den Schleier nicht zu nehmen.

So mochte Isolde im Klarakloster sechzehn Jahre

alt geworden sein, als eine ausgezeichnete Freundin Elisabeth's, Charitas Pirkheimer, die Tochter des kaiserlichen Rathes Pirkheimer, in's Klarakloster in der Absicht kam, den Schleier zu nehmen. Schon damals hatte sie den Ruf einer außerordentlichen Gelehrten, und da sie sowohl auf ihre eigene Ausbildung als auf die Anderer bedacht war, so widmete sie sich besonders den jungen Mädchen, den Novizen, wie den Kostgängerinnen, und am meisten denen, bei welchen sie ein so reges Streben fand, wie bei Isolden, die ihr Elisabeth noch außerdem besonders empfohlen.

Einige Zeit darauf starb Herr Christoph Scheurl an Gift, das ihm eine Dienstmagd gereicht hatte. Ehe aber dieselbe geständig war, traf Elisabeth selbst der Verdacht des Gattenmordes. Isolde ward bei dieser Nachricht auf das Heftigste aufgebracht, und wollte durchaus zu Elisabeth, die sie natürlich von jeder Schuld frei wußte. Man gab es aber nicht zu. So, durch den ihr auferlegten Zwang noch mehr geängstet und erschüttert, ward Isolde krank, und war es noch, als Elisabeth's Unschuld an den Tag kam — ja halb genesen, verfiel sie in eine doppelt gefährliche Krankheit, als man ihr nicht verbergen konnte, daß Elisabeth von der Hand eines Raubritters, den sie in frühester Jugend geliebt hatte, der ihr untreu geworden,

und sie nun mit seinem Hasse verfolgte, ermordet worden war.

Es bedurfte Jahre, ehe Isolde sich wieder von dieser Krankheit und diesem Schmerz erholte. Fast war sie jetzt geneigt, den Schleier zu nehmen, um so mehr, als Charitas Pirkheimer im regsten Eifer für den heiligen Beruf ihr dringend dazu rieth. Aber Isolde hatte Elisabeth's Ermahnungen nicht vergessen — wie Frevel erschien es ihr, nur einer derselben zuwider zu handeln, und als ihr Vater eine Entscheidung von seinen Töchtern forderte: ob sie für immer im Kloster bleiben oder zu ihm ziehen wollten in sein Haus, wo sie eine zweite Mutter finden sollten — da waren sie bereit, das Letztere zu thun.

Freilich: eine zweite Mutter! es ist immer ein hartes Wort für Diejenigen, welche ihre erste Mutter gekannt und geliebt haben. Es war auch so für Isolde und Anna von Weichsdorf. Nachdem ihr Vater zehn Jahre Witwer gewesen, heiratete er Adelgunde Ebener, die dem alternden Mann nur die Hand reichte, um den Glanz seines Namens und Wappens zu theilen, während auch er sich glücklich schätzte, Eine aus dem hochangesehenen Geschlecht der Ebener heimzuführen, deren Vater einer der ersten „Genannten des großen Rathes" von Nürnberg war, und deren Reich-

thümer fast sprüchwörtlich geworden. Sie entfaltete bald genug einen Charakter, der nicht geeignet war, ihr die Liebe ihrer Stieftöchter zu erwerben.

Unter solchen Umständen war es um so natürlicher, daß Isolde weder die eigene Mutter vergaß, noch deren edle Schwester, die sich ihr nun vollends durch ihren tragischen Tod zu einer Märtyrerin verklärt hatte. Was an ihren letzten Lebenstagen Isolde noch dunkel geblieben war, das hatte sie allmälig noch durch Charitas erfahren, und durch ein Zusammenstellen verschiedener Umstände sich selbst klar gemacht: Elisabeth hatte den Baubruder Ulrich von Straßburg geliebt. Sie hatte lange mit sich gegen diese Liebe gekämpft, bis er, zum Theil mit um ihretwillen, unschuldig angeklagt, und aus der Bauhütte gestoßen worden war. Da hatte sie um seinetwillen den Kaiser Maximilian in Augsburg aufgesucht, der ihr einst huldigend die goldgefaßte Rose gegeben mit dem Versprechen: was sie damit in der Hand von ihm verlangen würde, das wolle er gewähren. So hatte sie die glückliche Wendung von Ulrich's Geschick erlangt — und in dem Augenblicke, da er zu ihr gekommen, um ihr für seine Rettung zu danken, hatte sie der Stahl des Mörders getroffen. Er hatte es nicht verhindern können: aber Angesichts des Todes hatte ihr auch der

Baubruder gestehen dürfen, wie heilig er sie geliebt! Ihr Vermächtniß und ihre letzte Bitte an ihn war es gewesen, daß von seiner Hand ihres Gatten und ihr eigenes Grabmonument in der Begräbnißkapelle der Scheurl und Behaim errichtet werde. Ihre Brüder Georg und der berühmte Martin, der, gerade von seinen Entdeckungsreisen zurückgekehrt, in Nürnberg anwesend war, stifteten eine große Summe zu diesem Zweck, die auch nach Vollendung der beiden bestimmten Grabmäler noch lange nicht aufgebraucht war. Ulrich hatte sie ausgeführt, und dann war er fortgewandert.

In den Jahren, da Ulrich daran gearbeitet, war Isolde krank und im Kloster. Nur einmal hatte sie ihn gesehen, als seine Arbeit vollendet und mit einer Todtenfeier geweiht worden war. Verehrungswürdig war ihr der Meister, der ein solches Kunstwerk geschaffen, verehrungswürdig der Mann, den Elisabeth geliebt hatte. Er mußte sich ihr mit diesem selbst zum Ideal verklären.

Und nun — nach länger als einem Jahrzehent hatte sie ihn wiedergesehen, und erst nicht wieder erkannt, hatte sie stolz und herrisch mit ihm geredet an eben der Stelle, an der sie ihn so oft in seinem Werk bewundert, ja still sinnend an ihn gedacht und für ihn

gebetet hatte. Stolz und kalt, beinahe geringschätzend, wie fast jedem Manne, war sie ihm begegnet — und er hatte sie gedemüthigt, halb durch kalten Stolz, halb durch sanfte Bescheidenheit — sie, der das noch von keinem Manne geschehen war!

Wie hatte er sie angeschaut mit den blauen schwärmerischen Augen, aus denen die Strahlen der Begeisterung schossen — wehmüthig sanft, und dann niederschmetternd, wie ein Herr und Gebieter.

Wie hatte sie's ertragen, so beschämt vor ihm zu stehen — wie sollte sie's ertragen, ihn wiederzusehen nach einer solchen Begegnung? — und doch! wie klopfte ihr Herz in der Hoffnung auf eine solche!

„Deinen Ulrich, Elisabeth!“ hauchte sie leise, und drückte die wallende Brust an den kalten Sarkophag, darunter Elisabeth's Herz still lag ohne die Stürme des Lebens.

IV.

Albrecht Dürer.

In der „Zisselgasse“ stand ein Haus von mittlerer Größe, das sich immer dadurch vor allen andern Häusern der ganzen Gasse auszeichnete, daß, so weit seine Mauer auf ihr reichte, der Weg täglich sauber gekehrt war, daß die messingenen Beschläge an der Hausthür hell blitzten, als wären sie von lauterem Gold, und die Fensterscheiben so blank geputzt und durchsichtig waren, daß man wohl meinen konnte, wenn sich nicht gerade die Sonne in ihnen spiegelte, es wäre gar kein Glas in den Fensterrahmen. Das war das Haus des Malers Albrecht Dürer, und die außerordentliche Sauberkeit und Nettigkeit, die da sich zeigte, war der Stolz seiner Gattin Agnes, der Tochter des Mechanikus und Harfenspielers Hans Frey, dem sonst auch dies Haus gehört hatte.

Der Meister saß in seiner Werkstatt vor einer gro-

ßen Holztafel, auf der eben mehrere Figuren Farbe und Leben anzunehmen begannen. Der Gegenstand war der griechischen Mythologie entlehnt: „Orpheus, wie er von wüthenden Bacchantinnen geschlagen wird.“

Dürer war siebenunddreißig Jahre alt, stand also in der Blüte männlicher Kraft. Das braune, lang zu beiden Seiten lockig herabwallende Haar schien einen Christuskopf zu umrahmen, so edel war der Ausdruck seiner Züge, so vergeistigt strahlten seine blauen Augen. Auch ein schmerzlicher Zug des Leidens fehlte nicht um den schöngeformten Mund, ob es auch schien, als solle der wohlgepflegte Bart ihn verbergen. Der Meister war ganz in seine Arbeit vertieft, die schöne weiße Hand, von der seine Zeitgenossen rühmten, sie sei schier so zart wie die einer „Jungfer,“ fuhr unablässig mit dem Pinsel über das begonnene Werk, indeß seine Augen zuweilen seitwärts einen beobachtenden Blick auf eine weibliche Gestalt warfen, die ihm zum Modell für die Bacchantin diente, die sich am weitesten im Vordergrund befand.

Allerdings paßte dazu ihre ganze Erscheinung. Gerhaus Storch war eine üppige Schönheit mit schwellenden Formen, feurigen Augen, dunklen Locken und einem Ausdruck von herausfordernder Wildheit in den wohlgebildeten Zügen. Bei einem öffentlichen Aufzug

in Nürnberg zum Empfang des Kaisers, wobei es öfter vorkam, daß schöne Frauen im griechischen Kostüme die Ehrenpforten oder den Triumphwagen umgaben, hatte Dürer diese auffallende Gestalt entdeckt und sie sogleich gefragt: ob sie ihm sitzen wolle.

Gerhaus hatte Anfangs dies Anerbieten zurückgewiesen, denn es waren eben nicht die sittsamsten Frauen, denen ein solches gemacht ward und die es annahmen; — als sie aber erfuhr, daß es der berühmte Dürer sei, der ihre Gestalt unsterblich machen wolle, erklärte sie sich dazu bereit, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie es nur um seinetwillen thue — jeder andere Maler könne ihr so viel Gold bieten als er wolle, sie würde auf sein Erbieten nicht eingehen.

Dürer behandelte sie auch mit all' der stillen Achtung, die jede Frau von ihm erfuhr, die ihn sah, sie war ihm ein nothwendiges Werkzeug bei seiner Kunst, das er mit denselben reinen Augen betrachtete, die allen seinen Werken einen so sittlichen und keuschen Ausdruck gaben, mochte der Gegenstand der Darstellung sein, welcher er wollte.

Als er aber jetzt draußen im Vorgemach Tritte hörte und die schrillende Stimme seiner Frau sagte: „Daheim ist er — aber er hat sehr nöthig zu thun!" warf er Gerhaus ihren Mantel über, damit sie ihre

nur lose verhüllten Reize nicht unberufenen Blicken preisgebe.

Die Stimme kannte er wohl, die seiner Frau die Antwort gab: „Ei, Frau Dürerin, das weiß man schon, daß Eurer Meinung nach Euer Eheherr immer nöthiger zu thun hat, als ein Stündlein mit guten Freunden zu plaudern, aber Ihr wißt auch, daß bei mir Eure Redensart nicht viel verfangen will!“

Das war Willibald Pirkheimer, der mit Frau Agnes Dürer fast auf beständigem Kriegsfuß lebte und gerade dadurch manchmal dem Freund sein häusliches Leben noch erschwerte, das er ihm doch so gern erleichtert hätte, denn die innigste Freundschaft verband von Jugend auf die beiden ausgezeichneten Männer.

Als Knaben schon waren sie im täglichen Verkehr miteinander gewesen, denn Dürer's Vater, der Goldschmied Albrecht Dürer, bewohnte das Hinterhaus des in der Winklerstraße dem „schönen Brunnen“ gegenüber gelegenen Hauses des kaiserlichen Rathes Pirkheimer, dessen einziger Sohn Willibald mit Albrecht, dem dritten Kind des Goldschmiedes, in einem Alter war und mit ihm aufwuchs, wie verschieden auch sonst die Verhältnisse waren, in denen der reiche, hochangesehene Patrizier und der arme Handwerker, der

mit wenig Geld und vielen Kindern gesegnet war, lebten.

Albrecht Dürer war, nachdem er einige Zeit mit in der Werkstatt seines Vaters gearbeitet hatte, zu dem Maler Michael Wohlgemuth in die Lehre gekommen, dann ging er vier Jahre auf die Wanderschaft und als er 1494 wieder nach Nürnberg zurückkam, glaubte sein Vater sein bestes Glück zu begründen, daß er für ihn bei dem Harfenspieler und Mechanikus Hans Frey um dessen Tochter Agnes warb, die eine Mitgift von zweihundert Gulden erhielt und als ein fleißiges, wirthschaftliches und tugendhaftes Mädchen bekannt war. Albrecht folgte um so mehr dem väterlichen Willen, nach der Sitte der Zeit, als er selbst gegen das nette Mädchen, das er nur wenig kannte, nichts einzuwenden hatte und als sein Herz für kein anderes schlug, sondern allein für die Kunst, an die er sich mit der schwärmerischsten Liebe dahingegeben hatte. In ihrem Dienst, dachte er, sei es förderlich einen eigenen Herd zu begründen, an dem ein liebes Weib ihm über die Kleinlichkeiten des Alltaglebens hinweghelfe! Er ahnte nicht, wie bitter er sich täuschen sollte! — Seine Gattin hatte kein Herz für ihn, kein Herz für seine Kunst, nicht einmal für seinen Ruhm! der galt ihr nur dann etwas, wenn er klingende Münze einbrachte

Was half es da, wenn sie auch nach wie vor für ein Muster von Ordnung und Sparsamkeit bekannt war, und den kleinen Hausstand sorglich zu verwalten verstand, wenn sie dafür nicht nur unfähig blieb, seine Bestrebungen zu würdigen und dem Fluge seines Genius nur ahnend zu folgen, sondern ihm jede unschuldige Freude, jede stille oder heitere Feierstunde mißgönnte und ihn stets nur zur Arbeit trieb, damit er etwas verdiene?

Wäre damals der klügere, die Menschen und Verhältnisse des Lebens besser kennende und prüfende Willibald Pirkheimer an seiner Seite gestanden, vielleicht wäre diese nur aus kindlichem Gehorsam von einem dem Gemüth nach kindlichen, lebensunkundigen Jüngling geschlossene Ehe unterblieben. Aber Willibald studirte zu dieser Zeit in Italien, in Padua und Pavia; als er nach Nürnberg wieder zurückkehrte und dort Rathsmitglied ward, war Dürer schon verheiratet. Mit dessen Gattin konnte sich aber Pirkheimer um so weniger befreunden, als er selbst in Crescentia Rieter eine Wahl traf, die ihn in jeder Beziehung beglückte. Denn Crescentia stammte nicht nur aus einem der angesehensten Geschlechter Nürnbergs, deren Letzte sie allerdings war, sondern besaß auch einen so hochgebildeten Geist, daß sie das Glück vollständig zu schätzen

wußte, die Erwählte eines Mannes zu sein, der schon damals an Gelehrsamkeit und glänzenden staatsmännischen Eigenschaften die meisten seiner Mitbürger überstrahlte. Sie war dem Gatten in jeder Beziehung eine liebende Gefährtin und die edelste Priesterin seines Hauses. Aber leider ward das schöne Eheglück bald zerstört. Sie hatte bereits vier Töchter geboren, als ihnen ein Sohn folgte — er kostete der Mutter das Leben und starb selbst mit ihr. So war Pirkheimer jetzt schon seit drei Jahren Witwer. Seine Schwester Euphemia lebte bei ihm und erzog seine Mädchen.

Pirkheimer kam jetzt nicht allein zu Dürer — der Baubruder Ulrich begleitete ihn.

Dürer erblickte nicht sobald die Eintretenden, als er ihnen entgegenging und auch Ulrich mit lautem Freudenruf empfing, ihn in Nürnberg willkommen heißend. Nicht nur daß sie einander schon bei Ulrich's früherer Anwesenheit in Nürnberg gekannt hatten, sie waren sich auch in Venedig wieder begegnet. Denn auch Dürer war zwei Jahre in Italien gewesen, namentlich in Bologna und Venedig, und erst seit Jahresfrist wieder in seine Heimat zurückgekehrt.

Es war ein rührender und zugleich großartiger kosmopolitischer Zug jener Zeit, daß die strebsamen Männer des Handwerkes, der Kunst und der Wissenschaft

in gleicher Weise nicht eher ruhten, bis sie die großen Meister und Meisterwerke ihres Faches an Ort und Stelle selbst gesehen und gehört, sie begrüßt, um ihnen zu huldigen oder von ihnen zu lernen. Sie scheuten keine Gefahren und Mühsale der weiten Reise auf kaum gebahnten Wegen, die entweder zu Fuß oder zu Pferd zurückgelegt werden mußten, denn sich eines Wagens zu bedienen, war nur den Reichsten möglich und sogar auch ihnen nur selten genehm, da ein solches Fortkommen meist noch schlechter und gefährlicher war als zu Pferde, indem die Wägen nur harte oder gar keine Sitze boten und auf den schlechten Wegen umwarfen, noch öfter aber überfallen und ausgeraubt wurden, weil die Wegelagerer, deren es trotz des gestifteten Landfriedens noch genug gab, auf ihnen Schätze vermutheten und nun die Flucht von einem Wagen sich schwerer bewerkstelligen ließ, als die eines Reiters. Aber keine Strapatze und keine Anstrengung scheute der wißbegierige Jüngling, der sich auf eine ausländische Universität begab, um dort die berühmtesten Professoren und Rhetoren selbst zu hören, scheute der Künstler, der zu den berühmtesten Stätten der Kunst seine Schritte lenkte; — sie wußten es, eher nicht galt ihre Bildung für vollendet, bis sie so selbst das Bedeutendste kennen gelernt, das ihre Zeit ihnen bot, eher nicht konnten

sie selbst sich genug thun, bis sie wußten, daß auch sie mit in den großen Bund aufgenommen waren, der sich damals um die Gebildeten aller Nationen gerade um so fester schlang, weil sie, wo diese größere Bildung nur wenigen Auserwählten zu Theil ward, sie um so höher aus der sie umgebenden Menge, von der oft ein weiter Abstand sie trennte, hervorragen ließ — Bergen gleich, von denen die heiligen Feuerzeichen lohten, indeß es nächtlich finster war in den Thälern zu ihren Füßen, in den Ebenen, die zwischen ihnen sich hinzogen.

So war der Baubruder Ulrich durch die Lande gewandert, den sein Gelübde schon zum Heimatlosen machte, hatte die Meisterwerke der Gothik wie der romanischen Baukunst mit eigenen Augen geschaut und selbst mit Hand angelegt an die heiligen Werke, — so war der reiche Patriziersohn Pirkheimer, der sich schon die Rittersporen erworben, am Hofe des Bischofs von Eichstätt nach Italien gezogen, die damalige Pflanzschule der Wissenschaft, um die Staatskunst zu studiren, mit der er einst seiner Republik dienen, und die schönen Wissenschaften, mit denen er sich selbst das Leben schmücken, die Humanoria, durch die er die deutschen Schulen erlösen wollte vom Zwange einer verknöchernden Scholastik, — so war der Maler Dürer

in's warme, sonnige Land der Kunst gezogen, die großen Meister zu bewundern und ihnen gleicherweise zu zeigen, was auch deutsche Kunst vermochte — und jetzt fanden sie alle Drei sich wieder im „germanischen Venedig," dem edlen Nürnberg, das alle strebenden Geister deutscher Nation zu entfalten und zu fesseln verstand, wie keine andere deutsche Stadt.

„Ich habe Wort gehalten, Meister Dürer!" sagte Ulrich, voll Herzlichkeit die Hand des Malers schüttelnd; „wir sahen uns zuletzt auf dem Molo von Venedig und ich versprach, Euch an der Pegnitz aufzusuchen."

„Es ist wacker, daß Ihr kommt!" sagte Dürer. „Eurem Aussehen nach zu urtheilen, ist es Euch indessen auch wohl ergangen, wenigstens habt Ihr Euch gar nicht verändert, seit wir uns nicht gesehen."

—„Das kann ich freilich nur von Euch hören, da nur zwei Jahre vergangen, daß wir uns nicht gesehen," entgegnete Ulrich lächelnd; „aber mich dünkt, Euch verließ ich im größern Wohlsein, als ich Euch heute finde — seid Ihr krank gewesen, oder seid Ihr's noch?"

Dürer schüttelte die braunen Locken von der edlen Stirne und sagte mit wehmüthigem Lächeln! „Mich friert nur nach Italiens Sonne — die fehlt mir, weiter nichts!"

„So seid Ihr ungern wieder hierher zurückgekehrt?“ fragte Ulrich staunend.

„Das will ich nicht sagen,“ antwortete Dürer; „aber Ihr habt es ja mit erlebt: in Italien lebte ich als ein Herr — hier bin ich doch nur ein Schmarotzer!“

„Aber ich weiß, wie Euch die Regierung von Venedig zweihundert Dukaten jährlich geboten, wenn Ihr daselbst bleiben wolltet, dazu noch allerlei andere vortheilhafte Bedingungen,“ sagte Ulrich, „und daß Ihr das Erbieten ausgeschlagen?“

Dürer richtete sich groß auf und seine blauen Augen warfen helle Strahlen: „Ich habe es ausgeschlagen und gesagt, daß ich mir erwählet habe in meiner Vaterstadt lieber in beschränkten Verhältnissen zu leben, denn in der Fremde reich und groß zu werden. Ich habe den Antrag, der mich ehrte, abgelehnt aus reiner Lieb' und Neigung zu meiner Vaterstadt und meinem Vaterlande! — Ihr habt keine Vaterstadt — Euch ist die Kunst vielleicht mehr als das Vaterland,“ fügte er hinzu, indem seine Blicke prüfend auf Ulrich ruhten; „aber ich setze allen meinen Ruhm darein, ein deutscher Künstler zu sein und zu bleiben, und werde nimmer meine Kunst an das Ausland verkaufen!“

„Das ist gut deutsch gesprochen!“ sagte Ulrich;

„wie möget Ihr denken, daß ich solche Gesinnung nicht zu würdigen verstehe, nicht ganz sie theile, wenn auch ein anderer Brauch herrscht bei uns wandernden Baubrüdern; es ist doch auch unser Stolz und unser Gesetz, auch wenn wir in die entferntesten Gegenden ziehen, deutsche Kunst dort zu verbreiten und mit der ganzen Macht der reinsten Gothik wenigstens der deutschen Kunst allenthalben Achtung zu verschaffen, wenn wir es nicht vermögen, dasselbe für das deutsche Reich zu thun."

„Saget auch," fiel ihm Pirkheimer in's Wort, „daß es gut nürnbergisch gesprochen war: so denkt jedes brave Nürnberger Kind."

Die drei Freunde hatten einander die Hände gereicht — es war einer jener stillen feierlichen Momente, in denen verwandte Geister sich auf gleicher Höhe der Anschauung und Begeisterung begegnen und fühlen, daß ein stummer Händedruck dem Augenblick eine schönere Weihe zu geben vermag, als hundert bereite Worte vermöchten.

Da trat Frau Agnes geräuschvoll ein.

Immer mußte sie zu ungelegener Zeit kommen, immer darauf bedacht sein, die zum Himmel sich aufschwingende Seele des Gatten in's Leben des gemeinen Werkeltags herabzudrücken!

Frau Agnes war in ihrer Jugend hübsch gewesen, ihr röthlich-blondes Haar, das damals für eine Schönheit galt, ihre weiße Haut neben dem frischen hellen Roth der Wangen hatte sie zu einer angenehmen Erscheinung gemacht, die wenigstens dem oberflächlichen Beschauer gefiel. Jetzt, obwohl sie sich erst in den Dreißigen befand, war doch keine Spur mehr davon vorhanden. Sie sah um Vieles älter aus als sie war — denn alle diejenigen Frauen altern schnell, die nicht in einer liebevollen und hingebenden Seele den schönsten Quell der Verjüngung in sich tragen. Agnes war blaß und hager geworden, um die dünne spitze Nase spielten kleine Falten, die dem ganzen Gesicht einen besondern Ausdruck von Mißgunst gaben. Das Haar war unordentlich zurückgestrichen und kräuselte sich über der niedrigen Stirn widerborstig empor, ein schwarzes Häubchen schien in der Eile schief aufgesetzt zu sein und harmonirte mit der nämlichen Nachlässigkeit des ganzen Anzuges. Wenn Frau Agnes zu einem öffentlichen Fest oder sonst über die Straße zu ihren Nachbarinnen ging, dann pflegte sie wohl sich sehr stattlich und sauber herauszuputzen, wenn auch der Geschmack dabei nicht der beste war. — Für ihren Mann aber sich das Haar zu ordnen und nett zu kleiden, hielt sie nicht der Mühe werth. Sie meinte, es gehöre zu einer guten

Wirthin, daheim nur das Schlechteste zu tragen und in Eile unordentlich anzulegen: das möge den Leuten zeigen, daß sie nicht eitel sei und keine Zeit habe Hand an sich selbst zu legen, da sie immer allerhand andere grobe Arbeiten verrichten müsse — vor Scheuern, Waschen und Aufräumen kam sie auch nie dazu die Häuslichkeit zu genießen und hielt eben das für die größte Ordnung, zur Herstellung derselben fortwährend das ganze Haus in Unordnung zu versetzen, da Besen und Scheuerfässer fast nie darin zur Ruhe kamen, und mancher große Potentat und vornehme Herr hatte schon über dergleichen hinwegsteigen müssen, wenn er den berühmtesten Maler Nürnbergs und Deutschlands in seiner Werkstatt besuchen wollte.

Auch die Frauen sind durch Jahrhunderte hindurch sich gleich geblieben und das Geschlecht der Dürerinnen ist noch nicht ausgestorben.

Jetzt also trat sie geräuschvoll ein, denn der Besuch, der den Gatten von seiner Arbeit abhielt, hatte ihr aus diesem Grunde schon zu lange gedauert, sie suchte nach einem Mittel, ihn abzukürzen. Da sie jetzt Gerhaus Storch gewahrte, die allerdings in Vergessenheit gerathen, in einem Winkel lehnte, und die Männer mit prüfenden Blicken musterte — sagte Frau Agnes, auf sie deutend:

„Auf wie lange hast du denn das Frauenzimmer gemiethet?

Dürer wendete sich zu Gerhaus um und sagte gelassen: „Ich bedarf Eurer heute nicht mehr — saget mir, wenn es Euch morgen gelegen ist, wieder zu kommen.“

Gerhaus antwortete: „Ich kann nicht früher als Nachmittags um dieselbe Stunde.“

„Wie?“ rief gleichzeitig Frau Agnes; „du schickst sie ohne Noth fort und bezahlst sie unnützer Weise.“

„Laßt Euch nicht länger stören, werther Meister, durch unsere Gegenwart,“ sagte Ulrich; „ich wollte Euch nur begrüßen, Euch meine Ankunft melden; da ich nun wieder hier bleibe, sprechen wir uns schon zu gelegenerer Stunde.“

„Nein, nein,“ fiel ihm Pirkheimer in's Wort, „wir nehmen Freund Dürer mit uns fort aus dem dumpfen Zimmer und ergehen uns noch miteinander draußen im Freien. Sonnenuntergang ist ohnehin nahe, und ich sehe es seinen umränderten Augen an, daß sie schon zu lange auf der Staffelei geweilt haben.“

„Was! du willst ausgehen?“ fragte nun die Gattin doppelt entrüstet.

„Meinetwegen braucht Ihr Euch nicht zu beun-

ruhigen, Frau Dürerin," sagte Gerhaus mit höhnischem Stolz zu dieser; „ich nehme kein Geld von Eurem Manne, — ich sitze ihm nur, weil er mich darum gebeten hat und ich es mir zur Ehre anrechne, von dem größten Meister Nürnbergs gemalt zu werden — das merkt Euch." Damit ging sie mit stolzen Schritten zur Thür hinaus.

„Leb' wohl!" sagte Dürer und reichte begütigend seiner Frau die Hand; das ist ein alter Freund von mir," fuhr er auf Ulrich deutend fort, „und dieses Wiedersehens will ich mich noch ein Stündlein freuen."

Sie nahm mürrisch die Hand ohne ein Wort zu erwidern, und ging dann in das Nebengemach.

Da drinnen saß ein altes Mütterchen und drehte unabläßig eine schnurrende Spindel.

Es war Albrecht's Mutter. Sein Vater war vor einigen Jahren gestorben, und da er gar nichts hinterließ, nahm der Sohn die arme Mutter zu sich in's Haus, wie seinen jüngsten Bruder Hans, der bei ihm die Malerei erlernte. Frau Agnes war es Anfangs nicht wohl gelegen, aber dann berechnete sie, daß der Bruder einen Gehilfen erspare, einen „Knecht," wie es damals hieß, der sonst bezahlt werden mußte, und daß die Mutter Alles spinnen könne, was für das Haus gebraucht werde und wohl auch eine Magd

ersetze, — und so ließ sie sich den vergrößerten Hausstand gefallen.

Aber so bald Agnes mit ihrem Gatten unzufrieden war, wie jetzt, überhäufte sie die alte Mutter mit Vorwürfen, daß sie ihren Sohn nicht anders gezogen habe, und daß sie überhaupt es gewesen, die es dahin gebracht, daß Albrecht seinen Willen durchgesetzt, ein Maler zu werden, da doch jede andere Profession ihn besser nähre und es nicht mit sich bringe, daß er mit liederlichen Dirnen in Berührung komme, die es wagen dürften seine Ehefrau zu beschimpfen, noch mit vornehmen Herren, die ihn zum Nichtsthun verleiteten.

So ergoß sie auch jetzt die Schaale ihres Zornes über das alte Mütterchen.

Aber wir wollen ihr nicht weiter zuhören bei diesem unerquicklichen Geschwätz.

V.

Das Haus des Schultheißen.

Es war ein ziemlich großes mehrstöckiges Haus, welches der Schultheiß von Weichsdorf bewohnte. Nicht weit entfernt von der St. Lorenzkirche wie der Propstei bildete es eine Ecke an einem der beliebtesten Plätze. Die Ecke war abgestumpft durch ein vorspringendes Chörlein, das vom ersten Stock bis in den zweiten reichte und oben ein schön gewölbtes Dach hatte, das mit steinernen Wappenschildern und Laubgewinden verziert war, indeß unter dem Sockel des Chörleins durch zwei über einem Schild gekreuzte Schwerter getragen zu werden schien.

Das Erdgeschoß des Hauses war für die Dienerschaft bestimmt, Küche und Vorrathskammer befanden sich hier, dabei auch ein Wartezimmer für untergeordnete Personen, die den Schultheißen zu sprechen begehrten und in einem hinteren Flügel Schlaflokale

für Gäste gleicher Art, die in jedem Nürnberger Hause Aufnahme fanden. Boten, Handelsleute und die Dienerschaft vornehmerer Gäste, die im zweiten und dritten Stock ihr Quartier erhielten. Im ersten wohnte der Schultheiß mit seiner Gattin; da war der Speisesaal und das Empfangzimmer, mehrere Prunkgemächer, die von dem Reichthum zeigten, den Adelgunde Ebener sammt ihren Hausrath eingebracht hatte. Da lagen schon auf den Treppen kostbare Teppiche, standen in den Vorzimmern hohe Kandelaber von schönem Erzguß, wie er aus den Gußhütten heimischer Meister, vorzüglich Peter Vischer's hervorzugehen pflegte, in den Prunkgemächern waren die Fußböden bunt gemalt, die Wände mit gewirkten Tapeten bekleidet, mit Gemälden und kostbaren Spiegeln in goldenen Rahmen geschmückt. Auf Marmortischen standen jene kunstreichen Figuren und Tafelaufsätze, die gerade damals so überaus beliebt waren, Gruppen, die sich durch einen innern Mechanismus hin- und herbewegten, und meist kleine Fontainen für wohlriechendes Wasser zum Mittelpunkt hatten. An einer der Wände zogen sich im gothischen Styl geschnitzte Eichenschränke hin, durch deren blitzende Glasscheiben man den innern Reichthum an Glas- und Silbergeschirr erblickte, besonders eine reiche Auswahl von

Trinkgefäßen der verschiedensten Art, von einfachem Thon und Zinn bis aufwärts zur schöngetriebenen Silberarbeit, — denn Trinkgefäße waren nun einmal die nothwendigsten Gegenstände eines stattlichen Haushaltes, mochte man sie nun als Pokale, Humpen oder Macellein bezeichnen.

Den zweiten Stock bewohnten die Töchter des Hauses, Isolde und Anna. Zum Mittag- und Nachtmahl, oder wenn sonst Gäste da waren, kamen sie mit hinab in die Familienzimmer, aber außerdem blieben sie für sich in ihren jungfräulichen Gemächern, weil sie jede nähere Berührung mit der Stiefmutter vermieden.

Herr von Weichsdorf hatte es sich freilich anders gedacht. Er liebte seine Töchter, besonders die schöne und hochgebildete Isolde war sein Stolz und er ließ sie in allen Stücken gewähren: nun hatte er gedacht, sie sollten mit seiner Gattin in Liebe und Eintracht unter einem Dache leben und, durch ihre Verschiedenheit einander ergänzend, ihm das Leben doppelt angenehm machen. Das sah er wohl, daß seine Töchter seine Gattin an Geist und Bildung überragten, aber dafür waren sie durch ihre Klostererziehung im Hauswesen unerfahren und darauf verstand sich Adelgunde vortrefflich: — sie sollte die Wirthin seines Hauses,

die treue Wächterin seines Herdes, die Gefährtin und Pflegerin seines herannahenden Alters — die Töchter aber der Schmuck und Glanz seiner Häuslichkeit, wie seiner hohen bürgerlichen Stellung sein, sie sollten durch den Ruf ihrer Bildung, die sie würdig und geschickt machte, mit den ausgezeichnetsten Männern Nürnbergs verkehren, seinem Namen und Geschlechte Ehre machen und — würdige Schwiegersöhne ihm zuführen. Diese letztere Berechnung auch war es, die ihn die Mädchen mit allem Prunk umgeben ließ, den er aufbringen konnte und es nie duldete, daß seine Gattin einen Vorzug darin hatte, daß er jene besonders, nachdem sie lange genug in Klostermauern vergraben gewesen, mit zu allen öffentlichen Festen führte.

Aber Adegunde war eben durch die Vorzüge natürlicher Begabung wie der Bildung, welche die Töchter vor ihr besaßen und durch die sie selbst in den Schatten gestellt ward, erfersüchtig auf dieselben. Sie selbst besaß keine körperlichen Reize, aber noch weniger solche des Gemüthes. Ihr Hauptcharakterzug war gewöhnlicher Dünkel auf ihren Reichthum, ihre Abkunft, jetzt auf die Stellung und den Wappenbrief ihres Gatten. Sie wollte sich überall in den Vordergrund drängen, herrschen und sich gehuldigt

schen. Darin fühlte sie sich zumeist durch Isolde beeinträchtigt — die viel jüngere Anna war noch eine bescheidenere Blume, weniger schön und blendend dadurch, wie auch durch geistige Eigenschaften weniger ausgezeichnet — und darum verfolgte die Stiefmutter bald jene mit Neid und Mißgunst und suchte sie in allen Stücken zu verkleinern und herabzusetzen, da sie sonst keine Macht hatte, sie in ihrem Thun zu beschränken.

Für Isolden's gelehrte Bildung hatte sie nur spöttische Bemerkungen und machte dagegen geltend, daß sie nie vermögen würde einem Haushalt vorzustehen, ein unnützes und untaugliches Geschöpf sei für den ehrsamen Beruf der Hauswirthin, und daß jeder Mann „übel mit ihr fahren werde“ — und als vollends Jahre vergangen waren, seit Isolde das Kloster verlassen, ohne einen ihrer vielen Bewerber erhört zu haben, und darum nun auch weniger sich fanden, den wenig Erfolg verheißenden Versuch zu machen, diese stolze Jungfrau zu erobern, — da machte Frau Adelgunde ihrem Gemal beständig Vorwürfe darüber, daß er nicht nach anderer Väter Weise Gewalt über seine Töchter habe, sie an ebenbürtige Freier zu vergeben; er werde es noch erleben, daß er sie als „alte Jungfern auf dem Halse behielte,“ und

dann sei es allerdings besser gewesen, sie wären Nonnen im Klarakloster geworden — aber freilich, dazu passe nicht ihr hoffärtiger Sinn, mit dem sie mit den Männern verkehren und sich als gelehrte Frauen von ihnen gehuldigt sehen wollten.

Solche Mißstimmungen herrschten im Weichsdorf'schen Hause bei so viel Glanz und äußerem Wohlleben.

Am fühlbarsten waren sie eben an dem Tage, da Isolde den Sarkophag Elisabeth Scheurl's bekränzt hatte. Adelgunde hatte sie ausgehen sehen, gefolgt von einer Magd, die einen Korb mit Blumen trug — auf Befragen war dann von dieser das Weitere berichtet worden.

Als Isolde zum Mittagsmahl erregter als sonst und in der schwarzen Kleidung erschien, warf Adelgunde hämisch musternde Blicke darauf und sagte dann: „Ihr seid schon ausgewesen, wie mir scheint?"

Isolde bejahte kurz und ging dem Vater entgegen, der eben zur gewohnten Stunde vom Rathhause kam.

Herr Hans von Weichsdorf war noch ein gar stattlicher Mann, obwohl schon den Sechzigen nahe. Aber das war für die Männer jener Zeit noch kein Alter, in dem eine Abnahme der geistigen oder kör-

perlichen Kräfte sich gemeldet hätte, das nannte man damals noch eines Mannes „beste Jahre“ und viele seiner Zeitgenossen, namentlich gerade in Nürnberg, entfalteten erst in solchem Alter die höchste Blüthe ihrer Wirksamkeit: die Künstler schufen in ihm ihre größten Kunstwerke, die Männer der Wissenschaft ließen da ihr Licht am glänzendsten leuchten, die Leiter des Staatslebens, die Helden des Krieges entwickelten da am entschiedensten ihren Beruf. Und so zeigte auch der Schultheiß noch eine kräftige Mannesgestalt, der man es ansah, daß vor nicht gar langer Zeit selbst ein Ritter wie Götz von Berlichingen im offenen Felde ihm gegenüber keinen leichten Stand gehabt. Er konnte sich rühmen, daß er noch jetzt, wie einst, in einem Rennen den Markgrafen Kasimir von Zollern, einen der größten Helden der Turniere, zu Boden legen würde, wenn man die Probe machen wollte. In sein Haar von mittelbrauner Farbe mischten sich erst seit Kurzem weiße Spitzen und nur auf der Stirn zeigten einige Querfalten die Strengen des Amtes und die Furchen der Zeit. Im Uebrigen war sein Gesicht von einem außerordentlich gutmüthigen, fast weichen Ausdruck, wie man ihn gerade oft mit imposanten Männergestalten zusammenfindet, so wenig das für den ersten Augenblick vereinbar scheint.

Diese Gutmüthigkeit war es eben, durch die er in seinem eigenen Hause einen schweren Stand hatte. Er wußte zwar seine Würde als Haupt der Familie zu wahren, aber er befand sich ewig in einer schwierigen Stellung, da er weder im Allgemeinen noch in einzeln vorkommenden Fällen entschieden die Partei seiner Töchter oder seiner Gattin ergriff, sondern Jedes hören und Keinem weh thun wollte. So ahnte er auch jetzt an Adelgunden's gereiztem Wesen und Isolden's verweinten Augen, die er fälschlich auf Rechnung eines schon stattgehabten Auftrittes mit der Stiefmutter schob, ein vor ihm sich entladendes Gewitter.

Um dessen Blitze abzuleiten, war er während der Mahlzeit gesprächiger, als er sonst zu sein pflegte und brachte die Nachrichten mit, daß sich der Rath von Nürnberg vom Rathe von Venedig die Gesetze eines Vormundamtes habe senden lassen, um genau nach dessen Muster auch ein solches hier zu errichten und daß die Patrizier und Kaufherren von Nürnberg Behaim und Fütterer mit florentinischen, genuesischen und portugiesischen Kaufleuten zu einer Handelsgeschaft vereint drei Schiffe ausrüsteten, um aus Calecut Gewürz, Edelsteine und andere Kostbarkeiten zu holen.

Da fragte Isolde: „Und zu diesem Zwecke ist Oheim Georg Behaim wohl selbst verreist?“

„Allerdings,“ antwortete der Schultheiß; „aber er wird wohl bald zurückkommen, da er diese Seereise nicht etwa selbst mitmachen will, gleich seinem berühmten Bruder Martin, dem die neue Welt lieber war, als die alte — der Herr möge ihn selig haben!“

Isolde hätte jetzt gern daran angeknüpft, von einem Denkmal für ihn zu sprechen und Ulrich bei ihrem Vater anzumelden — aber in Gegenwart der Stiefmutter wollte Nichts über ihre Lippen, das ihr heilig war — sie schloß den schon geöffneten Mund wieder und schwieg.

Dafür sagte Adelgunde, die gern jede Gelegenheit ergriff, in Gegenwart der beiden Mädchen giftige Bemerkungen über die Behaim zu machen: „Er hätte auch etwas Klügeres thun können als seine Wissenschaft und Kenntniß einem Unternehmen zuwenden, das seine Vaterstadt ruiniren muß, die nun nicht mehr wie vor zehn Jahren der Mittelpunkt des größten Handelsweges ist und verkümmern wird.“

„Darum noch nicht!“ fiel der Schultheiß ihr in die Rede; „auch kann nie Jemand vorher wissen, welche große Folgen neue Entdeckungen haben werden und die Wissenschaft kann sich nicht durch die Interes-

sen einzelner Personen, Städte oder Völker auf ihrer Laufbahn aufhalten lassen. Venedig hat durch diese Ereignisse eben so viel verloren wie Nürnberg. Als der venetianische Gesandte am portugiesischen Hofe dem versammelten venetianischen Rathe die erste Meldung von der den Portugiesen gelungenen Schiffahrt nach Ostindien machte, lag im ersten Augenblicke Erstaunen, Bestürzung und Schrecken auf allen Gesichtern. Aber da rief Einer aus dem Rathe der Zehne: „Und sollten wir auch nicht mehr das erste Handelsvolk bleiben, so wollen wir uns doch freuen, daß Europa ein Blick geschenkt ist in unentdeckte Welten und daß nun die entferntesten Völker mit einander in Verbindung kommen werden.“ Diese erhabene Denkungsart milderte den patriotischen Schmerz der Venetianer — und wir Nürnberger werden uns auch darin ihnen verwandt fühlen!“

Adelgunde überhörte ganz den letzten Theil von der Rede ihres Mannes, der in Isolde gerade einen so freudigen Widerhall fand, und ihre Erwiderung nur auf den ersten Satz einrichtend, sagte sie: „Wenn Martin Behaim solch' ein kluger Mann war, für den er gilt, konnte er es wohl vorher sehen — aber so sind Alle, die aus dem Geschlechte der Behaim stammen: sie wollen sich vor Andern auszeichnen — das

gelingt ihnen am besten durch unbesonnene Handlungen und dafür werden sie nachher noch verherrlicht."

Das Mahl war eben beendigt — Isolde erhob sich, sie wollte kein Wort erwidern, aber man sah ihr an, wie tief diese ungerechten Worte sie verletzt hatten.

Der Schultheiß that, als bemerke er es nicht, und hob durch sein Aufstehen auch in demselben Augenblicke die Tafel auf, er stieß mit seinem schweren eisenbeschlagenen Sporenstiefel den hohen Lehnstuhl, auf dem er gesessen, gewaltig zurück und bezeugte nur dadurch seine ärgerliche Stimmung.

Adelgunde wollte dieselbe auf Isolde lenken und sagte: „Ah, ich habe das Püppchen wieder beleidigt? Ist mir doch nicht eingefallen an sie zu denken, wo ich von der Behaim rede — aber sie muß Alles auf sich beziehen und ich glaube gar, sie schämt sich des väterlichen Namens, denn was die Weichsdorf betrifft, ist ihr gleichgiltig, aber mit den Behaim soll man eitel Abgötterei treiben wie sie selbst."

„Das geschieht ja nicht!" entgegnete der Schultheiß doppelsinnig mit ärgervoller Stimme.

„Doch!" fuhr Adelgunde fort, die sich die günstige Gelegenheit, über Isolde in Gegenwart des Vaters ihren Unwillen auszusprechen, nicht gerne wollte entschlüpfen lassen. „Ich rede gar nicht von ihrer Mut-

ter, die mag sie in Ehren halten, obwohl die Art, wie sie es thut, für mich auch nicht schmeichelhaft ist — aber mit ihrer Muhme treibt sie Abgötterei — frage sie nur selbst, ob sie nicht heute ihr zu Ehren das schwarze Kleid trägt und ihr Grab mit Blumen und Lichtern besetzt hat, gleich als wäre es ein Altar — sich die Frau Scheurl — Gott möge ihr gnädig sein — zum Abgott und Vorbild wählen, thut wahrlich nicht gut und ist kein gutes Zeichen für eine ehrbare Jungfrau, denn ganz Nürnberg weiß es noch und meine Mutter und Schwägerin, die Katharina Hallerin haben es mir oft genug erzählt, wie viel Hochmuth und Hoffung sie getrieben, wie viel Liebschaften sie gehabt und wie sie zuletzt, obwohl ihr der Sinn hoch genug gestanden, sogar Kaiser Maximilian zu berücken, mit einem Wandergesellen sich eingelassen, der nicht einmal ehelich geboren war."

„Haltet ein mit Eurem Schimpf!" rief jetzt Isolde, „und wiederholt wenigstens nicht hier die hämischen Lügen der Hallerin, wo es Euch doch Nichts hilft, da wir Alle das Alles besser wissen!"

„Alles besser wissen" — fing Adelgunde auf — „ja! so denkt Ihr von Euch, Ihr wißt Alles besser — du, hörst du's, Hans!"

„Laßt mich in Ruhe!" gab ihr dieser nun auch

gereizt und barsch zur Antwort, stieß mit dem Fuß die Flügelthür auf, die in das nächste Gemach führte, in dem er Mittagsruhe zu halten pflegte — dorthin flüchtete er sich, um sich das Schiedsrichteramt zu ersparen, das ihm leichter dünkte über ganz Nürnberg zu üben, als über die streitenden weiblichen Parteien seines Hauses.

Die Mädchen entschlüpften schnell durch eine entgegengesetzte Thür und eilten in den obern Stock, sich in ihre stillen Gemächer zurückziehend.

Diese waren nicht mit derselben Pracht ausstaffirt wie die des unteren Stockes, zeugten dafür aber mehr von dem sinnigen Geschmack ihrer Bewohnerinnen. War das hier angebrachte Material der Wand- und Fußbekleidungen von geringerem Werth, waren die Gegenstände der Kunst nicht in gleich großer Auswahl vorhanden, so gab es dafür hier Seltenheiten aus dem Gebiete der Natur in phantasiereicher Zusammenstellung.

Topfgewächse von den niedlichen Pflänzchen, die in kleinen Scherben, bis zu hohen Bäumen, die in großen Kübeln wuchsen, einige mit duftenden Blumen geschmückt, andere nur ausgezeichnet durch die Schönheit und Größe ihrer Blätter, dann wieder seltene Muscheln und Seesterne, die einst Martin Be-

haim von seinen Seereisen und aus den neuentdeckten Ländern mitgebracht, ausgestopfte buntschillernde Vögel und auch lebende in zierlich gearbeiteten Käfigen, auf einem Real der seltenste Reichthum der damaligen Zeit: eine Reihe Bücher, deutsche und lateinische, denn Isolde, die sie theils selbst sich angeschafft, theils von gelehrten Freunden geschenkt erhalten, verstand auch Latein. Aber auch ein Stickrahmen stand da, in den eine Schärpe gespannt war, die mit Gold und Silberfäden gestickt ward und die zierlichen Spinnrädlein fehlten nicht mit bunten Bändern um das Rockenhaupt.

Als sie hier allein waren, schmiegte sich Anna an Isolde und sagte: „Wahrhaftig, um diesem Leben zu entgehen, könnt' ich mich entschließen, dem Martin Löffelholz meine Hand zu geben — ich wäre denn doch nicht mehr im Hause!"

„Anna!" rief Isolde erschrocken; „welch' ein Frevel und welch' ein Kleinmuth gerade heute! hoffentlich wird es unser alter Freund, der Propst Kreß, dahin bringen, daß dich Herr Löffelholz mit seinen Bewerbungen verschont und dann auch der Vater dich nicht mehr damit peinigt — und nun könntest du selbst daran denken, nur um von der Stiefmutter fortzukommen, dem ungeliebten Manne dich ver-

mälen zu wollen? Gestern noch schwurst du, liebe zu sterben, als Wilhelm von Wolfstein zu entsagen?"

Anna brach in Thränen aus und verbarg ihr glühendes Gesicht an der Brust der Schwester. „Ach, er ist doch ein stolzer Ritter," schluchzte sie, „und wird mich vergessen, unter den Edeldamen!"

„Als ob wir ihnen nicht gleich wären!" sagte Isolde stolz; „auch wir sind die Töchter eines Ritters und das Wappen des Schultheißen von Nürnberg hat mehr zu bedeuten als das eines Geschlechtes, das" —

„Du hältst inne?" rief Anna, „du willst sagen: eines Geschlechtes, das zu den Plackern und Straßenräubern gehörte? Was kann Wilhelm für seine Brüder? er selbst hat nie sein gutes Schwert befleckt! Er hat dem Nürnberger Rath ehrlich gedient in der Fehde wider Pfalzgraf Philipp und hat seine Schlösser Birbaum und Sulzbürg geöffnet."

Isolde lächelte und strich besänftigend das dunkle Haar aus Anna's Stirn: „Du kommst so in Eifer für deinen Geliebten, da ich etwas sagen wollte, das doch am wenigsten zu seinem persönlichen Nachtheil war — und sprachst doch eben davon den Martin Löffelholz zu heiraten?"

„Ach nein! sei nicht schlecht, Isolde!" rief Anna in mädchenhafter Verwirrung; „aber Wilhelm ver-

sprach in diesem Moment wieder von Nürnberg zu kommen — und er kommt nicht — was soll ich da von ihm denken, was für mich noch hoffen?"

„Warten und ausharren sollst du," sagte Isolde, „und wenn du das nicht kannst — so liebst du ihn nicht. Dieser Monat ist noch nicht zu Ende — tausend Umstände können seine Rückkehr verspäten — und selbst wenn er nie wiederkehrte und du suchen müßtest ihn zu vergessen: doch wahrlich nicht in den Armen eines andern, ungeliebten Mannes!"

„Du willst mich wieder an Elisabeth's warnendes Beispiel mahnen?" sagte Anna.

„Vergiß es nicht! und wenigstens diese Erfahrung mag sie uns als Erbe hinterlassen haben, daß wir sie nützen, wenn es auch wahr ist, daß uns Niemand und keine Macht der Erde die Erfahrungen ersparen kann, die jedem Menschenherzen vorbehalten!"

Isolde sagte dies mit einer so tiefen Bewegung, und es war ihr, als müsse sie sich vor sich selbst und vor dem Schwesterauge verbergen, was nun wie ein erstes banges Ahnen sie ergriff, einen fieberhaften Schimmer über ihr Antlitz goß, sichtbar ihre zarte Haut durchrieselte und ihren Busen hob, daß sie aufstand, das nahe Fenster des Chörleins, in dem sie mit der Schwester weilte, öffnete und sich weit hinauslegte,

um in der frischen Herbstluft sich zu kühlen oder zu stärken, aber sie fuhr zurück, daß die Fensterscheiben klirrten, und der Sturm ihres Innern ward nur größer, nur sichtbarer — da unten ging der Baubruder Ulrich, den sie diesen Morgen beleidigt, und schaute sich das Haus an, ob es wohl auch das rechte sei — ja er blieb stehen und schien unschlüssig zu zögern oder auf Jemand zu warten.

Sie hatte ihre und seine Absicht ihrem Vater melden wollen und hatte es nicht gethan, da sie es in Adelgunden's Gegenwart vermied und der Moment nicht kam, wo sie gewöhnlich mit ihm zu sprechen pflegte. Gleich nach Tische, ehe er sich zur Mittagsruhe begab, ging die mißtrauische Hausfrau in die Küche und Vorrathskammer, die Speisereste unter Schloß und Riegel zu verwahren.

Vielleicht noch das Versäumte nachholen zu können, eilte Isolde hinab — aber eben nun war sie am Ende der oberen Treppe, als sie Ulrich die untere heraufkommen sah, neben ihm den Propst Anton Kreß, auf den er vorhin gewartet.

Von beiden Seiten ehrerbietiges Grüßen, dann sagte Isolde: „Ich werde selbst die Herren bei meinem Vater melden!“ und sie wollte ihnen vorausgehen.

Der Propst aber entgegnete: „Das ist nicht nöthig,

schöne Jungfrau, denn wir sind schon gemeldet" — und eben kam auch der Diener wieder heraus mit der Antwort, daß der Herr Schultheiß zum Empfang bereit sei.

Isolde blieb stehen und verneigte sich nun mit einer Demuth, wie der Propst sie noch nie an ihr beobachtet; er trat auf sie zu, zog ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Tasche, steckte es ihr zu, und sagte schmunzelnd mit listigem Augenzwinkern zu ihr: „Da kann ich ja mein Brieflein gleich selbst bestellen und bin sicher, daß es richtig in die schönsten Hände kommt, wenn ich es auch gleich selbst hinein lege." Und dabei konnte er sich nicht enthalten, Isolden's sammtweiche Hand zu küssen.

„Ich danke Euch! hochwürdiger Herr!" rief sie überrascht, und ließ hastig das Dargereichte in ihrer Gürteltasche verschwinden.

Der Propst sah ihr noch wohlgefällig nach, wie sie die Treppe wieder aufwärts schwebte, indeß Ulrich's Stirne sich verfinsterte.

Der Schultheiß empfing den Propst wie den Baubruder in der ihm eigenen leutseligen Weise, und hörte den Vorschlag, den der Erstere machte, aus der Stiftung der Scheurl und Behaim in deren Kapelle auch eine Gedenktafel für Martin Behaim aufzurichten und

der Bauhütte von Nürnberg, aus ihr aber dem Baubruder Ulrich, genannt von Straßburg, diese Arbeit zu übertragen, wie es seither sei gehalten worden. Herr v. Weichsdorf willigte in den Vorschlag als Bevollmächtigter der beiden Geschlechter, und erklärte, wie viel Gulden dazu aus der Stiftung verwilligt werden könnten. Innerlich seufzte er aber schon über die Bemerkungen, die Frau Adelgunde an ein solches Unternehmen knüpfen würde. Darauf legte Ulrich seinen Riß vor, und der Schultheiß erklärte sich auch damit zufrieden, wenn es der Herr Propst als oberster Bauherr sei. Der nickte lächelnd mit der Bemerkung, wie der Baubruder ihm weit voraus sei in der Kunst und ihrem Verständniß, und daß selbst der Hüttenmeister ihm darin nachstünde.

Und so war das Geschäft schnell genug zu Ulrich's Zufriedenheit abgeschlossen.

Von da an arbeitete Ulrich wieder täglich in der Bauhütte zu St. Lorenz. In die Kapelle war er nur noch einmal gegangen, das Maß zu nehmen.

Täglich ging er am Hause des Schultheißen so oft vorüber, als ihn sein Weg in die Bauhütte führte und wieder heraus. Isolde war oft am Fenster ihres Chörleins und sah ihn. Aber er sandte keinen Blick hinauf.

VI.

Die Buchenklingen.

Im Nürnberger Walde, der unmittelbar an den Thoren der Stadt begann, nicht weit von dem Weiler Megelndorf, befand sich eine reizende Anlage, welche den Nürnbergern zur Bürgerlust diente.

Durch den Wald zur rechten Hand hinein war ein Weg gehauen, der unweit des Megelndorfer Steinbruchs zu einem grünen Bühel führte, der mit Buchen und Linden bepflanzt war. Am Fuß desselben, im Thal, befand sich ein Brunnquell von lauterm frischen Wasser, mit Steinen eingefaßt, rings herum liefen steinerne Bänke, und an einem steinernen Bogen über dem Brunnen sah man das Wappen von Nürnberg: ein in die Länge getheilter Schild, zur Rechten im goldenen Feld ein halber schwarzer Adler, das Feld zur Linken von Roth und Silber sechsmal schräg getheilt. Zu beiden Seiten desselben waren die Wap-

pen der Löffelholz und Holzschuher angebracht, als Derjenigen, die damals „Loosunger" — die Obersten des ganzen Rathes — und damit auch die Waldherren gewesen waren.

An diesem Ort wurden zuweilen öffentliche Festlichkeiten veranstaltet, aber auch außerdem machte man Spaziergänge dahin. Man nannte ihn: Die Buchenklingen.

Jetzt freilich, wo der Herbst immer tiefer in's Land gekommen, der auch mit den Blättern der Linden und Buchen sein keckes Spiel trieb, erst bunt sie färbte und dann von ihnen hinweg in alle Lüfte führte oder zu ihren Füßen niederwarf, waren die Tage vorüber, an denen es an den Buchenklingen von Spaziergängern wimmelte. Nur ausnahmsweise lockte ein später Oktobertag, wie es eben einen gab, mit blauem Himmel und warmen Sonnenschein, noch Einzelne hinaus vor die Thore der Stadt und in den Wald, der täglich mehr schwindenden Herrlichkeit Lebewohl zu sagen.

Arm in Arm, in dunkle Ueberwürfe und weiße Schleier gehüllt, gingen Isolde und Anna dieses Weges, gefolgt von Balthasar, einem Diener des Hauses, auf dessen Ergebenheit sie sich verlassen konnten und der sich ihnen schon mehrfach bewährt hatte: nicht etwa aus persönlicher Zuneigung und Treue,

sondern weil er gefunden hatte, daß er sich besser dabei stand, wenn er es mit den Töchtern als mit der Frau vom Hause hielt; denn so sehr wie diese kargte, mißtraute und das Schlechteste eben gut genug für die Dienerschaft fand, so freigebig, freundlich und billig denkend zeigten sich jene. Balthasar war darum bald genug zu dem Schluß gekommen, daß Alles im Schultheißen-Haus viel besser bestellt wäre, wenn es mehr nach dem Sinne der Töchter ginge, und er nahm sich daher vor, wenn er auch das Regiment nicht in deren Hände spielen könne, doch Alles zu thun, was er konnte, es der Hausfrau zu erschweren. Viel lieber that er ihr, wie er selbst sich ausdrückte, „Alles zum Possen," als nur etwas zu Gefallen, und war so ganz der Mann, die Mädchen auf einem Gange zu begleiten, von dem sie wünschten, daß wo möglich dieser selbst, noch mehr aber die dabei etwa stattfindenden Begegnungen daheim verschwiegen blieben.

Anna sagte: „Ach wie pocht mir das Herz! wenn er nun doch nicht käme oder ein Anderer geworden wäre! warum kommt er nicht in das Vaterhaus! warum muthet er mir zu, überhaupt hier herauszukommen und warum bin ich nun gegangen? — Du hättest mich lieber zurückhalten sollen!" — Damit

stand sie still, als wolle sie umkehren, obwohl sie ihrem Ziele schon ganz nahe war.

Alle diese Aeußerungen, zuweilen mit denselben Worten, oder wenn auch mit andern, doch mit demselben Sinn, hatte sie nun wohl schon zum hundertsten Male gethan, und Isolde war es fast müde, ihr darauf noch zu antworten.

Vor länger als Jahresfrist hatte Anna den Ritter Wilhelm von Wolfstein bei einem „Gestech“ kennen gelernt, das der alte Markgraf Friedrich von Zollern, der zuweilen auf der „Veste“ von Nürnberg Wohnung nahm, daselbst veranstaltet hatte. Dazu war der Rath von Nürnberg sammt allen „Genannten“ mit ihren Frauen und Töchtern geladen, und die Festlichkeit dauerte nach damaliger Art eine ganze Woche. Es wurden mehrere Rennen und Fechtschulen gehalten, denen auch die Damen als Zuschauerinnen beiwohnten, und an den übrigen Tagen wechselten Schmauserei und Tanz miteinander ab.

Natürlich gehörte der Schultheiß von Weichsdorf mit seiner Familie dabei mit zu den vornehmsten Personen, und wenn Anna auch keine auffallende Erscheinung war und nicht nur von ihrer Schwester, sondern von vielen andern Jungfrauen der Stadt überstrahlt ward, so brachte es doch ihre Stellung

mit sich, daß gerade die fremden Ritter, und zumeist diejenigen, die einst mit an der Seite ihres Vaters gefochten haben, sie vor Andern auszeichneten. Da war es nun Wilhelm von Wolfstein, der zumeist sich Anna näherte, mit ihr tanzte und bald nicht mehr von ihrer Seite kam. Ob mehr ihre sittige und bescheidene Art, ihre nicht gewöhnliche Bildung oder die Unschuld und Tiefe des Gemüthes ihn anzog, die aus ihren treuen Augen leuchtete: wer mochte es entscheiden? wer überhaupt mit so müssigen Fragen sich beschäftigen? Am letzten Abend der festlichen Woche erklärte Wilhelm dem Mädchen, das sich neben ihm so frohbewegt gefühlt hatte, wie noch nie an der Seite eines Mannes, seine Liebe und warb um ihre Hand — sie vermochte nicht ihm ihr seliges Erschrecken darüber zu verbergen; sein süßes Geständniß erwidernd, knüpfte sie doch zaghafte Zweifel daran: obwohl auch seine Eltern seine Wahl billigen würden? und daß sie anders nie, wie mit dem beiderseitigen Elternsegen, die Seine zu werden vermöge. Er suchte ihr dies Bangen zu benehmen, kam aber doch mit ihr überein, daß sie ihren Bund so lange geheim halten wollten, bis er wieder kommen und mit der Einwilligung seines Vaters bei dem ihrigen um sie werben könne. Jetzt freilich weilte dieser fern beim Kaiser Maximilian und

hatte auch seinen Sohn dahin berufen — aber nach einigen Monaten hoffte dieser zurückkehren zu können, dann wollte er sich mit Anna öffentlich verloben und wo möglich sie bald darnach heimführen in sein Schloß Sulzbürg, das ihm sein Vater zum Sitz verheißen, sobald er einen eigenen Herd begründe mit einer ebenbürtigen Ehegenossin. Inzwischen gelobte das junge Paar sich unverbrüchliche Treue und felsenfestes Vertrauen. Goldene Ringlein tauschten sie miteinander — aber noch wagte keines das holde Zeichen am Finger zu tragen, wo es verrathen konnte, sondern es ruhte geheim verwahrt am liebenden Herzen als Talisman zu seinem Schutz.

Aber nun war lange Zeit vergangen und Anna hatte Nichts von Wilhelm gehört, als daß er mit fortgezogen den Kaiser auf seinem Römerzug zu begleiten. Dann hatte ihr einmal ein Knappe ein Brieflein gebracht, das nur die Meldung enthielt, daß er wohl auf und getreu sei und daß er im August oder September wieder bei ihr sein werde. Nun vergingen abermals Monate und Anna hörte Nichts wieder von Wilhelm; auch der August und September vergingen und er kam nicht. So kam der Oktober — da hörte sie zufällig: der alte Herr von Wolfstein sei mit sei-

nem Sohne Wilhelm auf Birbaum eingetroffen, um daselbst der Jagd zu pflegen.

Er war in der Nähe von Nürnberg und er kam nicht — er kam nicht um Anna zu werben, nicht einmal um sie wiederzusehen! Und sie hatte ihm die reinste Treue bewahrt, sie hatte indeß manchen harten Kampf bestanden mit ihrem Vater und noch härteren mit der Stiefmutter, weil sie — ohne das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen — von keinem Freier etwas wissen wollte und auch Martin Löffelholz, der selbst Rathsherr und ein Sohn des Loosunger Löffelholz und einer der reichsten und angesehenen Patrizier war, zurückwies, der dem Vater der willkommenste Schwiegersohn gewesen wäre. Isolde war ihre einzige Vertraute und Stütze, ihr dankte sie es, daß sich dieser Bewerber selbst zurückzog, ehe es zu Gewaltmaßregeln kam, zu denen diesmal der Schultheiß, noch aufgestachelt durch seine Gemalin, entschlossen schien.

Da gerade, als Anna ganz verzagen wollte, kam ihr Wilhelm's Gruß.

Ein kleiner Tabulettkrämer, wie damals viele durch die Städte, noch mehr aber zu den einzeln liegenden Schlössern und Meierhöfen umherzogen, hatte sich Zutritt zu den Schultheißentöchtern verschafft. Da er auf ihrem Zimmer mit ihnen allein war, nahm

er eine Miniaturlade von schwarzem Ebenholz mit Elfenbeinschnitzerei versehen — sie stellte ein paar Amoretten dar, die mit Pfeilen spielten, wie denn damals das „Antikische" gerade anfing Mode zu werden — übergab sie Anna nebst einem dazu gehörigen Schlüsselchen und sagte: „Nehmt, die soll ich Euch ohne Kauf und Handel geben, es ist Alles schon abgemacht und wenn Ihr sie geöffnet, wißt Ihr wer mich gesendet!"

Zitternd öffnete Anna — darinnen lagen ein paar goldene Armbänder und dazwischen ein weißes Blatt Papier mit den Worten beschrieben:

„Ich halte Wort und bin mit demselben Herzen zurückgekehrt, wie ich gegangen! Ist es mit dem Eurigen auch noch also bestellt, so laßt mich Euch nächsten Freitag Nachmittag bei den Buchenklingen finden! Kämet Ihr nicht, müßte ich es als ein Zeichen nehmen, daß Ihr mich nicht mehr liebtet. Wilhelm."

Fuhr nun auch ein seliges Erschrecken durch Anna's Glieder, daß der Geliebte ihr nahe war, ihr ein Lebens- und Liebeszeichen sandte, daß sie in wenig Tagen ihn sehen sollte, so ward doch dieser frohe Eindruck durch das Bangen geschmälert: Warum kommt er nicht selbst nach Nürnberg? warum bestellt er mich an die Buchenklingen, so außerhalb

der Stadt? Flieht er mein Vaterhaus — soll ich nur heimlich mich ihm nähern?

Dem Tabulettkrämer freilich legte sie diese Fragen nicht vor, wohl aber die, ob er eine Antwort zurückbefördern wolle an den, der ihn ihr gesandt! Aber das verneinte der Knabe, wenigstens meinte er, daß er unter ein paar Wochen nicht wieder nach Birbaum kommen werde und das währe doch wohl zu lang? Auch sonst wußte er keine Auskunft über den Ritter zu geben, als daß er ihm die größte Vorsicht und Verschwiegenheit anbefohlen, und dem sei er getreulich nachgekommen.

Was blieb ihr nun zu thun? Wie sie auch zögerte, schwankte, überlegte, mit Zweifeln sich quälte: ob Wilhelm es auch ehrlich meine? ob sie ihn auch wirklich treffen werde? wie auch ihr jungfräuliches Zartgefühl sich sträubte, statt den Rückkehrenden daheim zu empfangen, an einem abgelegenen Ort ihn heimlich zu treffen — immer doch fühlte sie sich gezwungen durch den Satz: „Kämet Ihr nicht, müßt' ich es als ein Zeichen nehmen, daß ihr mich nicht mehr liebtet!“ Alles konnte geschehen, Alles durfte die Welt von ihr denken — er selbst — nur das Eine nicht: daß sie ihn nicht mehr liebte! Wenn er nun das glauben müßte, wenn man vielleicht ihm schon Zweifel

darüber beigebracht und er sehe sie jetzt bestätigt — wenn er sie nun vergebens erwartete an den Buchenklingen, und wenn sie nicht käme, wieder fortzöge in die weite Welt — und sie verlöre ihn durch ihre eigne Schuld?

Solche Fragen that Anna nicht allein an sich selbst, sondern auch an ihre Schwester, aber sie that sie nur um ihre Zustimmung zu hören zu dem von einem liebenden Herzen augenblicklich gefaßten Entschluß, den Ruf der Liebe zu folgen, wenn es auch scheinen sollte, als sei sie gern bereit, den Rath eines andern unbetheiligten Wesens zu berücksichtigen, war sie selbst doch schon entschieden und wünschte nur die Zustimmung der Schwester, sich damit vor sich selbst und gelegentlich vor Andern zu rechtfertigen — zaghafte Charaktere, die nach einem lockenden Ziele eilen und doch nicht gern die Folgen ihrer Schritte tragen wollen, wenn sie das Ziel verfehlen sollten, handeln immer so und mögen sie auch gleich Anna sich noch so wenig dieser Berechnung der Feigheit bewußt sein.

Isolde konnte nicht Anderes thun, als ihr beistimmen, daß sie sich selbst die bittersten Vorwürfe machen würde, wenn sie, ohne Wilhelm zuvor davon benachrichtigen zu können, sich nicht an den Buchenklingen einfände und er ihrem Ausbleiben eine fal-

sche Deutung gäbe — sie erbat sich daher die Schwester zu begleiten. Im schlimmsten Falle, daß sie von Unberufenen daselbst gesehen würden, hatte ein Spaziergang dahin im schönen Wetter wenigstens nichts allzu Auffallendes und außerdem sollte der Besuch bei einer Bekannten für den Ausgang zum Vorwand dienen, wenn man dennoch fragen würde.

Aber nun, da Anna Isolden's Zustimmung zu dem ersehnten Gange hatte, nun machte sie sowohl noch vor ihm, als auf ihm selbst alle möglichen Schwierigkeiten, sprach immer auf's Neue ihre Angst und Zweifel aus, nur um den Genuß zu haben, sie bekämpft zu hören, bis endlich jetzt Isolde doch der Wiederholung des oft Gesagten müde ward und nach langer Pause antwortete:

„Wie nahe wir auch den Buchenklingen sind — zum Umkehren ist es jetzt noch Zeit, wenn du dich anders besonnen. Ich bin die Letzte, die Jemand zu einem Schritte wider seine Ueberzeugung nöthigt!“

„Ach Gott, nein!“ rief Anna, indem sie wieder weiter ging; „aber verlass' nur du mich wenigstens nicht!“

Jetzt waren die „Buchenklingen“ erreicht. Ganz still und einsam war es auf dem Platze. Man hörte allein das Brünnlein eintönig rauschen und nur zu-

weilen gesellte sich ein anderer Laut hinzu, wenn der Wind das goldene Laub von den Wipfeln der Bäume streifte, damit am Boden rauschte und manch' ein Blatt in das Wasserbassin warf, auf dessen Spiegelfläche es ruhig zu den vorangegangenen Gefährten schwamm.

Oben auf dem Hügel war die Aussicht freier, zumal jetzt, wo die Waldung lichter geworden, darum wandelten die Mädchen hinauf, aber noch hatten sie nicht ganz die Anhöhe erreicht, als sie ihre Schritte hemmten, denn dort ging ein Frauenzimmer auf und nieder, das gleich ihnen auf Jemand zu warten schien.

Es war eine schöne Erscheinung, die aber nicht zu den edlen Geschlechtern der Reichsstadt gehörte, sondern zu den niedern Volksklassen, wie man schon an ihrer Tracht gewahrte. Diese bestand in einem Rock von bräunlichem Camelot und einem vorn geschnürten schwarzen Mieder, darüber ein nachlässig geknüpftes Tuch von dunkler Farbe. Ihr rabenschwarzes Haar war in lange Zöpfe geflochten, durch die sich violette Bänder zogen, die sie unten in Schleifen verknüpften.

Vor den neugierigen Blicken, die sie auf die Kommenden warf, wichen diese scheu zurück und Isolde sagte zu Balthasar gewendet: „Mir ist, als hätt' ich dies Frauenzimmer schon öfter gesehen — doch weiß

ich nicht wo? — kennt Ihr sie vielleicht und wißt, ob sie zum Ingesinde unserer Bekannten gehört?"

„O nein," antwortete der Diener, „das würde sie gar übel vermerken, wenn Ihr sie für eine Magd halten wolltet. Es ist die Tochter des „gesalzenen Fischers" Storch, die schöne Gerhaus, und Ihr mögt sie wohl Euch vom Ansehen gemerkt haben, denn seit vorigem Jahre, wo unter den steinernen Bogen der Barfüßerbrücke Krämlein gebaut worden, hält sie da drinnen gesalzene Fische feil, und hat gute Kundschaft da ihre Schönheit die Käufer lockt."

Isolde war durch diese Erklärung über die Begegnung beruhigt — aber jetzt plötzlich schallte Hörnerklang von der rechten Seite durch den Wald — man hörte Hunde bellen, Pferde wiehern und stampfen, verworrene Stimmen —

„Himmel, was ist das?" rief Anna erschrocken und blickte bestürzt nach allen Seiten, als sei sie selbst ein gescheuchtes Reh —

„Eine Jagd," versetzte Balthasar mit einer Stimme, die Beruhigung geben sollte; „aber das sind keine Signale, die bei der Jagd selbst gegeben werden, so lange sie sich noch in vollem Gange befindet: Ihr habt darum Nichts zu fürchten, so wird nur auf dem Heimzug geblasen und gelärmt!"

„Aber man kommt immer näher!“ rief Isolde, jetzt auch erschreckt.

„Es ist schon manchmal vorgekommen,“ berichtete Balthasar, „daß die Ritter nach der Jagd hier ein Mahl einnehmen, ehe sie zurückkehren — die Buchenklingen sind dazu auch ein gar lustiger Ort“ —

„Aber dazu haben sie ja kein Recht!“ sagte Isolde mit dem beleidigten Stolz einer echten Nürnbergerin, die sich berufen fühlte mit über die Gerechtsame der stolzen Stadt zu wachen; „dieser Platz gehört dem Rath und ist zur Bürgerlust angelegt, aber nicht zum Tummelplatz der übermüthigen Ritter und ihres Jagdtrosses. Komm! wir müssen gehen, damit uns die rohen Jäger nicht noch überfallen.“ Damit ergriff sie Anna's Arm und eilte mit ihr den Bühel hinunter.

Noch ehe sie ausgesprochen, war ihr Balthasar in die Rede gefallen und sagte also gleichzeitig mit ihr: „Ja, was fragen solche Herren, wie Jauernberg und Wolfstein danach, wozu solch' ein Platz ist? Oder gerade darum suchen sie auf, was einem hochedlen Rath gehört, um ihn zu ärgern und zu beleidigen!“

Wolfstein! da war der Name ja auch genannt — und genannt von dem Diener als ein offenkundiger Verhöhner der Bürgerschaft. Wie, wenn Wilhelm die Tochter des Schultheißen darum hierher bestellt,

um vor seinen Jagdgefährten mit dieser Eroberung zu prahlen und sie zu beschämen, sich einen Scherz mit ihr zu machen? Oder wenn es Ernst war — wenn er vielleicht mit seinen Gefährten sie überfiele, entführte auf sein Schloß und dann wohl gar behaupten könne, sie sei freiwillig mitgegangen, da sie ihm doch so weit entgegengekommen? Wenn er — im besten Falle — sie mit sich nehmen wollte, um ihrer gewiß zu sein, weil sein Vater vielleicht seine Einwilligung verweigere?

Wie es denn meist geht: Vorher im langen Ueberlegen und Prüfen, hatten die Schwestern geglaubt, sie hätten jede Möglichkeit sich vorgestellt, jedes Verhältniß bedacht, unter denen diese Begegnung stattfinden könne — nur das nicht, welches nun eintrat, denn daß dieses Wiedersehen anders als geheim, daß es in Gegenwart eines ganzen Jagdzuges geschehen könne — das hatten ihre schlimmsten Befürchtungen nicht geahnt — vor einem solchen Auftritt ergriffen sie die Flucht!

Aber kaum vermochten Anna's Füße die Erschütterte zu tragen. Hier die lockende Hoffnung den Geliebten nach so langer Trennung wieder zu begrüßen — in seinen Augen zu lesen, daß er ihr treu geblieben — und daneben der schreckliche Gedanke, fremden Bli-

cken — noch dazu vielleicht denen einer rohen Horde, ihr süßes Geheimniß preisgegeben, ihre heiligste Empfindung profanirt zu sehen!

Aber näher tobten die Reiter, die Rosseshufe, näher zum Bühel. Oben, wo er am freiesten war, stand Gerhaus Storch mit wehenden Zöpfen und schaute, die Hand vor die Augen haltend, weil die Sonne sie doppelt blenden mochte, wie sie widerstrahlte von Helmen und Harnischen und blitzendem Reitzeug.

Mit schnelleren, aber immer würdig gemessenen Schritten, daß ihr Gang nicht aussähe, wie ein Fliehen, entfernten sich die Mädchen, ihre langen Gewänder rauschten im fallenden Laube.

Jetzt blickte sich Anna um — ein Schrei entrang sich ihr — dort, der den Rappen ritt, war Wilhelm — in wenig Augenblicken hatte er sie erreicht.

„Warum fliehet Ihr, edle Jungfrauen?“ rief er vom Pferde herab.

„Ihr fragt noch?“ antwortete Isolde, „wendet Euch wieder zurück zu Eurem Gefolge, damit nicht Eure ganze Meute uns etwa das Geleite bis zum Stadtthor gebe.“

„Anna, theure Anna, könnt Ihr auch also zürnen?“ wandte er sich an diese, indem er sich von seinem Pferde herabschwang.

„Vielleicht noch mehr mir selbst, daß ich hierher kam!“ rief sie, all' ihren beleidigten Jungfrauenstolz zusammennehmend, — aber sie wagte nicht die Augen zu ihm aufzuschlagen, denn sie fühlte, wenn sie in die seinen blicke, werde sie ihr Zürnen nicht behaupten können.

„Verzeiht mir!“ sagte er mit flehender Stimme, „es kam ganz anders als ich berechnet hatte — ich allein wollte Euch an den „Buchenklingen“ finden — da muß mein Vater den unglücklichen Gedanken haben, das Mahl hier halten zu wollen, und mir ward es unmöglich gemacht, mich eher zu entfernen — aber Ihr seid ja gekommen — ich darf noch an Eure Liebe glauben, und diese Liebe wird mir auch dies vergeben!“

„O Wilhelm!“ lispelte sie mit Thränen in den Augen, „wenn Ihr mich liebt, warum thatet Ihr mir das? warum kamet Ihr nicht zu mir nach Nürnberg, sobald Ihr zurückgekehret, wie sich geziemt hätte?“

„Das muß ich Euch ein andermal sagen,“ antwortete Wilhelm.

Und Isolde fiel ihm in's Wort: „Da jetzt ist keine Gelegenheit dazu — das Vertrauen, das wir Euch geschenkt, ehrt wenigstens damit, daß Ihr uns jetzt nicht weiter aufhaltet und belästigt.“

„Redet Ihr auch also, Anna?“ fragte er weich.

„Ja, ich bitte Euch darum!“ antwortete sie, ihre ganze Kraft zusammennehmend, „kommt nach Nürnberg, wenn Euch mich wiederzusehen verlanget, jetzt müßte ich vergehen vor Scham, wenn Jemand aus Eurer Umgebung uns erspähte und erkennte —“

„Das nicht!“ fiel Isolde mit Stolz ein, indem sie sich trotzig zum Gehen wandte; „Nürnbergs Töchter haben hierzu keine Veranlassung, denn ihnen gehört dies Gebiet — sondern vielmehr Diejenigen, die sich dahin drängen als wären sie zu Hause, wo ihr Bereich zu Ende ist!“

Sie sprach dies absichtlich und mit lauter Stimme, weil eben ein anderer Ritter hinzugesprengt kam und lachend rief: „Ah, ob Ihr nicht gleich jede Schönheit erspäht, — da habt Ihr schon wieder ein galantes Abenteuer!“ und jetzt, bei Isolden's Rede fuhr er fort: „Wahrhaftig, schöne Dame, wäret Ihr ein Mann — eine solche anmaßende Sprache dürfte Euch nicht ungestraft hingehen!“

Isolde kehrte ihm stolz den Rücken und winkte Balthasar näher zu sich.

„Die Damen stehen unter meinem Schutz!“ sagte Wilhelm, „das merkt Euch, Junker Jauernberg!“

„Der beste Schutz, den Ihr uns angedeihen lassen

könnt, ist der, wenn Ihr uns nicht weiter aufhaltet oder folget," sagte Anna mit bittender Stimme und Isolde fügte hinzu:

„Für jeden andern danken wir voraus!"

„Kommt Jauernberg!" rief Wilhelm, indem er sich auf sein Roß schwang, „ich bekenne mich schuldig die edlen Jungfrauen aufgehalten zu haben, — wenn Ihr unser Geleit verschmäht, so sei es ferne von uns, Euch das unritterlich aufdringen zu wollen!" Er warf noch einen vielsagenden Blick auf Anna, den diese erröthend und seufzend mit einem schmachtenden Augenaufschlag erwiderte, dann wundte er sein Roß, versetzte auch dem seines Gefährten einen Schlag, daß es aufbäumend nach der andern Seite sprang und die Jungfrauen ungehindert ihres Weges gehen konnten.

Kurt von Jauernberg war eine magere Gestalt mit eingefallenen Wangen und verlebten Zügen, denen man es deutlich ansah, daß er ein wildes Leben führte, wogegen Wilhelm's stattliche und frische Erscheinung angenehm abstach. Vielleicht wäre es diesem doch nicht gelungen, Jauernberg zur Umkehr zu bringen, wenn nicht eben das Jagdhorn verkündet hätte, daß die Andern auf dem Bühel angekommen und die Stunde der Mahlzeit gekommen sei — oder wenn nicht Gerhaus Storch unweit von ihm im Gebüsche aufgetaucht wäre

und ihn durch ihre unerwartet schöne Erscheinung gefesselt hätte.

„Wahrhaftig!“ rief er, „da ist wieder ein Waldfräulein!“

Gerhaus lachte laut auf und war plötzlich im Walde verschwunden.

„Das muß ich sagen!“ rief Jauernberg, „der Wald scheint heute verzaubert — die hat er wieder eingeschluckt — und indeß sind die beiden Prinzessinnen von vorhin auch verschwunden — mir war, als hätt' ich die eine kennen sollen, — Ihr thatet ja sehr vertraut mit ihnen — kanntet Ihr sie denn?“

„Nur so ein wenig,“ antwortete Wilhelm, „es waren die Töchter des Schultheißen von Weichsdorf.“

„Nun, die Große redete auch, als sei sie der Schultheiß selbst!“ lachte Jauernberg.

„Darum auch wollte ich nicht, daß Ihr Euch unziemlich gegen sie betrüget — es hätte Euch schlecht bekommen können!“ sagte Wilhelm.

„Hoho!“ lachte Jauernberg, „Ihr habt ja ungemein viel Respekt vor diesen Nürnberger Krämern — meint Ihr etwa, sie würden uns beim Reichskammergericht verklagen, das wahrscheinlich in nächster Zeit wieder selig entschlafen wird?“

VII.

Ein Gang durch die Stadt.

In einem Hinterhaus an der Pegnitz, nicht weit von der Fleischbrücke, hatte Ulrich seine Wohnung aufgeschlagen, die er nur für die ersten Tage bei dem Propst Kreß, seinem Oheim, angenommen hatte. Er wußte recht gut, daß der alte lebenslustige Herr, der zwar nach Außen hin seine Würde zu bewahren suchte, es in seinem Hause doch nicht eben genau damit nahm, sondern im Kreise munterer Gäste sich gern den Freuden der Tafel überließ, die selten eher aufgehoben ward, als bis es ihm gelungen war, einige derselben „zu Boden zu trinken," bis auch er selbst dem gleichen Schicksal erlag — daß dieser gute Oheim sich durch seine Gegenwart etwas bedrückt fühlte, eben weil der Propst noch zu jener Sorte alter Herren gehörte, die wohl unter ihres Gleichen sich gehen ließen, aber sich doch noch ein Gewissen daraus machten, jüngere Leute

durch ihr Beispiel oder ihre Ermunterung zu verführen. Er hatte wohl erkannt, daß Ulrich nicht allein noch von demselben Kunsteifer beseelt war, den er schon als Jüngling gezeigt, sondern daß er auch noch derselben Sittenreinheit huldigte, die er von je an ihm kennen gelernt und mit der es den Baubrüderschaften heiligerer Ernst war als den zeitgenössischen Mönchen und Priestern.

Darum hatte nun Ulrich ein Stübchen mit einem Chörlein nach der Pegnitz hinaus für sich gemiethet, in dem es gar still und sonnig war, daß er an den Feiertagen, wenn die Bauhütte geschlossen blieb, da zeichnen und seine Risse und Entwürfe machen konnte. Freilich gab es im geschäftigen Nürnberg nicht so viel Feiertage als anderswo, denn — merkwürdig genug — die Nürnberger hatten schon vor längerer Zeit durch einen eigenen Gesandten den Papst darum angegangen: daß die neuen ungewöhnlichen Feiertage von ihm wieder abgeschafft werden möchten, oder daß wenigstens sie dieselben nicht zu halten brauchten, „weil sie Gott nicht löblich, noch den Leuten nützlich wären.“

Das Haus gehörte einer Witwe, Sabina Glockendon, deren Gatte, ein Kartenmaler, ihr dies kleine Besitzthum hinterlassen hatte, von dessen Ertrag sie nun

lebte. Um denselben zu steigern, vermiethete sie es an ledige Männer, deren Kost sie zugleich besorgte. Ihr Sohn Georg, der noch im zarten Jünglingsalter stand, lernte bei Meister Dürer. Ein Baubruder Erhardt wohnte schon längere Zeit bei ihr, und er war es, der Ulrich zu dieser Wohnung überredete.

Erhardt war um ein Jahrzehent jünger als Ulrich und wenn, was er bisher geleistet, sich auch nicht mit den Werken messen konnte, die aus Ulrich's genialer Erfindungsgabe und seiner geschickten Hand hervorgegangen, so war doch sein Streben das gleiche, erreichten Verständniß und Begeisterung den ihm voranschreitenden Künstler.

So hatten Beide eine Zuneigung zu einander gefaßt, die sie auch außer dem Bande ihrer Genossenschaft noch einmal verbrüderte, und die durch das Wohnen in einem gemeinschaftlichen Hause, den gemeinschaftlichen Heimweg aus der Hütte und derlei Berührungspunkte mehr, wesentlich begünstigt wurde.

Auch Georg Glockendon, der Malerlehrling, theilte diese Verehrung Erhardt's, den er schon länger zum Hausgenossen hatte, für Ulrich, und zwar um so mehr, als er ihn bei seinem geliebten Meister Dürer in der Werkstatt getroffen. Er hatte diesen nicht nur gegen ihn selbst, sondern auch mit Willibald Pirkheimer

von Ulrich's Genius mit Sympathie und Bewunderung sprechen hören und dabei nur bedauern, daß er als Baubruder in so strenger Abgeschlossenheit leben müsse, daß ihm für immer das Glück der Liebe und des Familienlebens versagt sei, und somit alle die freudigen Anregungen zu neuem Schaffen, die namentlich aus den Beziehungen zum andern Geschlecht erwüchsen. Albrecht Dürer hatte freilich dabei geseufzt, und Georg, der so oft Frau Agnes schelten hörte und dergleichen auch über sich selbst mußte ergehen lassen, hatte still gedacht dem Meister den Gedanken nachfühlen können: mir wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte ledig bleiben müssen, denn daß ich schon in den schönsten Jugendjahren an meine Rechenmeisterin gefesselt ward! — Aber Pirkheimer hatte den beglückenden Einfluß des Familienlebens echt deutscher Art von je empfunden, erst im Elternhause, dann an der Seite der geliebten ebenbürtigen Gattin, in deren Kindern es ihn noch frisch umblühte, wenn auch die edle Gefährtin ihm selbst genommen war. Auch hatte er sich viel zu sehr in die humanistischen Studien und die ganze hellenische Welt vertieft, als daß er ein Leben ohne Grazien und Musen sich förderlich denken konnte, selbst für die heilige Kunst, die in ihrer Vollendung doch eben ein Dienst der Schönheit war. Ja, in Ulrich's Werken erkannte

der feingebildete Sinn des Gelehrten den Einfluß eines Frauenideals, das, schon dem irdischen Leben entrückt, die Begeisterung des Künstlers zum höchsten Schwunge sich nachzog. Aber vielmehr noch müsse aus ihm werden, meinte der Humanist, wenn dieser transcendentale Charakter der freien Steinmetzkunst sich vermäle mit der Antike — nicht nur mit ihrem Studium, sondern mit einem Leben in der Freiheit und Schönheit, die sie einst geschaffen. — Pirkheimer kam zu dem Schluß, Ulrich eine beseligende Liebe und ein rechtschaffen Weib zu wünschen und ihn zu beklagen, daß sein Gelübde ihm Beides versagte. In welchem Ansehen auch noch die Baubrüderschaften standen — ein volksthümliches Element, von ihnen freilich Profankunst genannt, regte sich daneben und die „Stifter" sogar von Kunstwerken, die in den Kirchen ihren Platz fanden, wie das Sakramentshäuslein von Adam Kraft in der Lorenzkirche und das Grabmal des heiligen Sebald, das der Kirchenmeister Sebald Schreyer selbst für seine Sebaldskirche eben jetzt beim Rothgießermeister Peter Vischer bestellte, bezeugten, daß man die Kirche nicht mehr für entweiht hielt, wenn nicht nur eine halbmönchische geweihte Genossenschaft, sondern auch ehrsame Meister aus bürgerlicher Zunft dafür arbeiteten.

Durch schweigendes Zuhören bei dem, was so edle

Männer wie Pirkheimer und Dürer vertraulich untereinander verhandelten, kam auch Georg Gleckendon über die Baubrüder zu Resultaten, die nur dazu dienten, sich seinen Hausgenossen so vertraulich zuzugesellen, als sie selbst es ihnen gestatten mochten. Wohl schwand vor ihm etwas von dem Nimbus, der sie umgab, aber er fühlte sich ihnen nun näher gerückt und zu der Bewunderung, die er für sie hegte, gesellte sich etwas wie Wehmuth oder Mitleid, das sie eher verdoppelte als verringerte, ihm aber zugleich den Muth verlieh, den Baubrüdern herzlicher entgegen zu kommen, als es sonst vielleicht geschehen wäre.

So kam es denn auch, daß die Drei eines Feiertages mit einander durch die Stadt gingen, um noch das und jenes Kunstwerk genauer zu betrachten, das während Ulrich's Abwesenheit entstanden oder aufgerichtet worden war. Als sie an der neuerbauten Stadtwage vorüber gingen, fesselte ein Hochbild über der Thür ihre Aufmerksamkeit. Der Wägemeister, hinter dem die Inschrift: „Dir als einem Andern," als Spruch von Recht und Billigkeit zu lesen ist, prüft, in der Mitte stehend, sorgfältig und gewissenhaft das Schwanken des Wagbalkens, welcher Gewicht und einen schweren zu versteuernden Ballen ausgleichen soll, während der Gehülfe bereit ist, noch ein Gewicht

hinzuzuthun, der Käufer aber, nicht allzueilig, im Begriff steht mit saurer Miene sein Geld aus dem Sack herauszuholen. Ueber dem Letzteren erblickte man das alte Nürnberger Wappen: den halben Adler, über dem andern das neuere, das der Schultheiß als Gerichtssiegel führte, während jenes mehr der städtischen Verwaltung und Bürgerschaft galt: der sogenannte Jungfernadler, ein Adler mit ausgebreiteten Fittichen und einem gekrönten Frauenkopf.

Georg sagte: „den Meister, der dies gemacht hat, Adam Kraft, habt ihr wohl auch gekannt? Voriges Jahr ist er zu Schwabach im Hospital gestorben, wohin er gegangen war, um ein Weihbrotgehäuse für die dortige Kirche aufzuführen. Freilich war er schon ein Greis von siebzig Jahren — und doch sagen wir, er sei noch zu früh gestorben für die Kunst, denn erst im hohen Alter schuf er seine größten Kunstwerke, dies hier und das Weihbrotgehäuse in der Lorenzkirche. Wenn ich denke, daß ich auch noch ein halbes Jahrhundert vor mir habe der Kunst zu dienen! ein Gedanke, der kaum zu fassen ist!"

Ulrich lächelte: „So denkt man in Euren Jahren, hat man aber schon drei und vier Decennien durchlebt, so schaudert man auch nicht mehr vor der doppelten Zahl. Fast scheint es, der Himmel ruft seine

Lieblinge entweder in schönster Jugendfülle oder im höchsten Alter zurück und dies bleibt allerdings nur wünschenswerth, wenn die geistigen wie die physischen Kräfte aushalten im Dienste der Kunst wie bei diesem Greis. Ich kann mich seiner und seiner Werkstatt „auf dem Steig, bei den zwölf Brüdern“ noch gar wohl entsinnen, den Meister selbst aber hab' ich sonst nicht näher gekannt.“

„Natürlich,“ fiel ihm Erhardt ein, der erst seit ein paar Jahren aus Regensburg nach Nürnberg gekommen war; „Adam Kraft gehörte doch zu dem gewöhnlichen Handwerkerstand und wenn er auch Kunstreiches schuf, so doch mehr auf dem volksthümlichen Gebiet, in das er hingehörte, als in dem der Kirche — auch seine Stationsbilder sind mehr Volksbilder als kirchliche Schöpfungen — auf einem Gebiete wie diese Darstellung an der Stadtwage ist er heimisch.“

„Und es ist gut, daß er es betreten hat, geebnet für Andere,“ fiel ihm Ulrich in's Wort, der wohl denken konnte, daß der Baubruder die Profankunst mißbilligen wollte, die in die Kirche selbst zu dringen suchte; „denn es thut Deutschland wahrlich noth, daß seine Kunst auch in's Volksleben dringt und nicht allein in der Kirche bleibt, die wahrlich weniger pro-

fanirt wird durch die ungeweihten Hände der Künstler, die sich ihr widmen, als durch die geweihten Priester selbst, die oft genug ein ungeweihtes Wesen darin treiben. Nicht die Arbeit ehrsamer Handwerksleute profanirt das Gotteshaus, sondern der unehrsame Wandel Derer, die seine Diener heißen, und wenn die heilige Kirche einmal wankt und fällt, so werden weder die Bauleute noch das deutsche Volk die Schuld davon tragen, sondern die Mißbräuche der pfäffischen Wirthschaft."

„So also denken jetzt diese hochmüthigen Baubrüder!" sagte eine Stimme hinter Ulrich, der, ganz in Betrachtung des herrlichen Kunstwerkes versunken, nur ausgesprochen hatte, was er fühlte — er sah sich um nach dem Sprecher, um nach freimüthiger Mannesart, was er gesprochen, auch zu vertreten.

Unangenehm war es ihm freilich, daß es gerade der Propst sein mußte, der hinter ihm stand und zu dem jene Worte ein anderer geistlicher Herr sagte, der seinem Anzuge nach eine höhere Prälatenwürde zu bekleiden schien. Weil der Propst dabei war, verstummte Ulrich, um ihn weder zu verletzen, noch in Verlegenheit zu bringen — hörte aber zu seiner Verwunderung, wie dieser weiter schreitend zu seinem Begleiter seltsam lächelnd sagte:

„Ihr, Herr Provinzial, solltet Euch um solcher Reden willen am wenigsten verwundern, und besser ist es immer noch, wenn nur die Baubrüder also reden — aber hier in Nürnberg könntet Ihr wohl zuweilen noch von ganz anderen Leuten dergleichen hören und ich möcht' Euch freundschaftlich rathen, die Stadt lieber in Bälde zu verlassen, denn daß am Ende gar dieser ehrsame Rath ein Wörtlein mit Euch redete."

Die Drei sahen einander staunend an, bis Erhardt erklärte: „Ich besinne mich, das ist Doktor Grymann, ein Predigermönch und Provinzial zu Straßburg, der zur Visitation des Klosters nach Engelthal gekommen — aber dort hat er seines geistlichen Amtes so ganz und gar vergessen, daß er die Spielleute hat mit hereingenommen und zum Tanz aufspielen lassen, dabei allerlei Possen mit den Nonnen treibend. Sechs Tage lang ist er drinnen geblieben und damit ihn die Priorin nur wieder los geworden, hat sie ihm müssen große Geschenke geben, ohn' ist er nicht abgezogen — das nennt man jetzt die Klöster visitiren."

„Hoffentlich entledigt sich der gute Propst bald dieses Gesellschafters und Amtsbruders," sagte Ul-

rich, ihnen nachblickend; „es sollte mir leid thun, wenn er ihn gar bei sich beherbergen müßte!“

„Vom Kloster Engelthal,“ bemerkte Georg, „hat man schon allerlei Geschichten gehört, die es nicht unwahrscheinlich machen, daß ein sittenloser Pfaffe dort nicht unwillkommen gewesen ist — im Klarakloster würde er sich so etwas nicht unterstehen dürfen, die Aebtissin würde es verstanden haben die Ehre des Klosters zu wahren und auch einen Priester zurückzuweisen, der seiner Pflicht vergessen hätte!“

„Dort ist die edle Charitas Pirkheimer seit zwei Jahren Aebtissin,“ bestätigte Ulrich mit Enthusiasmus, „und obwohl sie noch sehr jung zu dieser Würde gekommen, so ist es doch überall bekannt, daß keine Jungfrau gleich ihr ausgezeichnet ist durch Frömmigkeit und heiligen Eifer für ihren hohen Beruf. Die Nonnen des Klaraklosters zeichneten sich immer vor allen andern aus durch gelehrte Bildung und Pflichttreue — aber seit Charitas unter ihnen waltet, ist durch ihr edles Beispiel der gute Geist des Klosters doppelt gekräftigt worden — wie wird ein unheiliges Wesen sich versuchen diesen wahrhaft geheiligten Mauern zu nahen, in denen sie die Herrin ist.“

„Unser Rath läßt sich auch von den Geistlichen nicht zu viel gefallen!“ rief Georg, der viel zu sehr

von dem stolzen Bewußtsein erfüllt war, ein Nürnberger Kind zu sein, um nicht gleich bei günstiger Gelegenheit die städtischen Gerechtsame und Würden hervorzuheben. Papst Innocenz VIII. hat schon vor zwanzig Jahren der Stadt die Freiheit gegeben: wenn der Rath zu Nürnberg oder ein Bürger von einem geistlichen Gericht an den Papst appelliren würde, daß diese Appellation deferirt und nicht die Appellanten, wie etwa vorher geschehen, deßwegen exkommunicirt werden sollten. Auch müssen die Pröpste und Pfarrer in zweifelhaften Fällen den Rath und die Bürger mit zu ihrem Gericht ziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die der Stadt ein öffentliches Aergerniß gegeben — und so mögen sich die Nonnen von Engelthal gleich dem Doktor Grymann in Acht nehmen, wenn die Sache vor den Rath kommt, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht!“

So sprechend waren sie durch mehrere Gassen und Gäßlein gegangen, als die frühe Herbstdämmerung hereinbrach und auch die Kunstjünger hinderte, die in letzter Zeit entstandenen Kunstwerke näher zu betrachten und zu kritisiren.

Ein Geschrei nach Hülfe von einer weiblichen Stimme, dazwischen Fluchen und Gelächter, erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie befanden sich in der Nähe

der Langenbrücke, die über die Pegnitz führte — von daher kam das Geschrei. Die Brücke war, wie ihr Name sagt, sehr lang, dabei aber auch ziemlich eng und bedeckt; an den Seiten hatte sie nur kleine Oeffnungen, so daß auch am Tage nur Dämmerlicht auf ihr herrschte und jetzt mochte es wohl schon ganz finster sein. Es gab damals noch ein paar solcher bedeckter Brücken und „Steige" in Nürnberg, von mehreren andern aber hatte erst kürzlich der ehrsame Rath die „Dächlein" abtragen lassen, weil die immer mehr überhand nehmende Sittenlosigkeit darunter willkommene Verstecke fand, so daß sittsame Frauen meist lieber große Umwege machten, als über eine solche Brücke zu gehen wagten — wie leicht konnte nicht jetzt eben einmal eine, von Eile gedrängt, das Wagniß unternommen haben und nun für ihre Kühnheit büßen müssen!

Der Weg war eben jetzt menschenleer bis auf ein paar gewöhnliche Frauen und Kinder, die vorüberkamen und unweit des Brückenthores lauernd stehen blieben, was sich da wohl begeben würde, ohne näher hinzueilen; der Ausdruck ihrer Mienen verrieth nur die freche Freude an einem Skandal, dessen Ausgang sie hier wohl abwarten könnten.

Georg Glockendon, mit dem ganzen ritterlichen

Ungestüm der Jugend war der Erste, der auf die Brücke flog, die Baubrüder folgten, man hörte das Gebälk dröhnen von ihren festen Tritten.

Ein Mädchen in schlichter klösterlicher Tracht rang mit einem Mann von mittlerer Größe, der seiner Kleidung nach zu den höheren Ständen gehörte und lachend sagte:

„Sperre dich nur nicht, Schätzchen! und schimpfe auch nicht, denn ein so hübsches Frauenzimmer wie du geht nicht über diese Brücke, am wenigsten in der Dämmerung, wenn es gar so ehrbar ist."

Das rohe Gelächter eines andern Frauenzimmers, das im Hintergrund lachend eine muthige Zuschauerin abgab, schien dieser Aeußerung das vollste Recht zu geben.

„Laßt das Mädchen los!" schrie Georg.

„Ah, ein feines Bürschchen will den Ritter spielen," rief der Fremde, „wenn du ein so rechtschaffener Jüngling bist, so nimm dich künftig eines andern Mädchens an, das nicht die Brücke zu ihrem Spaziergang wählt — oder — hat sie dich etwa herbestellt? —

„O Gott!" rief das Mädchen unter Thränen und erröthend, daß man es sogar in dieser Dämmerung gewahrte, „ich bin bei dem Bader gewesen, ihn

zu meinem kranken Vater zu holen, und weil dies der nächste Weg nach unserer Wohnung, hab' ich ihn eingeschlagen."

Ulrich und Erhard griffen an ihre Schwerter und Letzterer sagte zu dem Fremden: „Ihr seht, wir sind drei gegen Einen — aber wir denken, Ihr werdet auch ohne daß wir davon Gebrauch machen, Euch zurückziehen und das Mädchen ungehindert weiter gehen lassen."

„Es ist eine ehrbare Jungfrau und redet die Wahrheit!" rief Georg, der indeß keinen Blick von ihr verwendet hatte, „ich kenne ihren Vater — er ist krank — ich werde sie beschützen und begleiten!"

Dankbar blickte das Mädchen, dem es erst jetzt gelang, sich vollends frei zu machen, zu dem Jüngling und rief freudig:

„Ihr kennt meinen Vater? es ist der Plattnermeister Echter und wohnt in der Plattnergasse — ich danke Euch!" Damit entschlüpfte sie durch das Brückenthor, indeß die Baubrüder hinter ihr mit gekreuzten Schwertern den Ausgang vertraten, daß der Fremde nicht durch konnte, Georg aber ihr folgte.

Der Fremde fand für das Klügste den Rückzug anzutreten und legte sich auf's Höhnen: „Nun hat das Pärchen doch seinen Willen, und Ihr ehrsamen Bau-

brüder seid wackere Kuppler und Kumpane, die sogar ihre heiligen Schwerter zu solchem Dienst verwenden — nun, ist es Euch gefällig noch einen Gang mit mir zu thun?"

Erhard wollte sein Schwert erheben, Ulrich aber drückte es mit dem seinen nieder und rief: „Nein, wir mißbrauchen die guten Schwerter nie, wir erhoben sie eine Unschuldige zu beschützen, aber niemals gegen einen rohen Gesellen, gleich Euch, der nur vergeblich versuchen kann uns zu beschimpfen. Wir wären auch Zwei gegen Einen, und deßhalb bestrafen wir um so weniger Eure freche Rede!"

Damit wandten sich die Beiden ihres Weges zu gehen, und da der Tumult inzwischen doch einige Leute herbeigelockt hatte und der Fremde sehr wünschte unerkannt zu bleiben, zog er sich, mit wegwerfendem und stolzem Ton noch einige Flüche und Drohungen schleudernd, zurück.

Das Frauenzimmer aber, das während dieses ganzen Auftrittes, in einen Winkel der Brücke gedrückt, eine müssige Zuschauerin abgegeben hatte, drängte sich an ihn und flüsterte hämisch:

„Das Mägdlein hatte recht, die Plattners-Tochter heißt nicht anders als die fromme Berta, und wenn sie Euch erkannt hat, möchte es Euch eines Tages

schlecht gehen, wenn ein paar hundert Plattnerfäuste über Euch kämen! Das junge Bürschchen ist ein Malerlehrling beim Meister Dürer. Die Baubrüder heißen Ulrich und Erhard und dünken sich was Großes — nun, Ihr werdet's mir wohl Dank wissen, Herr Martin Löffelholz, daß ich alle Leute so gut kenne."

Der Genannte warf ihr ein Geldstück zu und schritt ärgerlich, sich nun auch noch erkannt zu wissen, seines Weges.

VIII.

Die Schwestern.

Ein paar Wochen waren vergangen, seit Isolde und Anna bei den Buchenklingen ein Zusammentreffen gehabt, das für Beide erfolgreich werden sollte.

Sie hatten sich Beide gelobt darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, und dennoch war dies, doch im Grunde nur für sie wichtige Ereigniß vor ihre Eltern, vor den Rath und nun gar vor das Reichskammergericht gekommen — wenn schon in den Thatsachen selbst, noch mehr aber in den Motiven entstellt, so daß es eigentlich unklar blieb, ob die ganze Enthüllung der Wahrheit oder ihre halbe Verschleierung mehr Unheil zu stiften vermöge.

Unbegreiflich war es gewesen, daß es gerade Herr Martin Löffelholz war, von dem man munkelt, daß er um Anna von Weichsdorf geworben und abgewiesen worden sei, obwohl er selbst gegen die Einen behaup-

tete, daß ihm diese Werbung niemals in den Sinn gekommen und gegen die Andern, daß er von Anna allerlei Dinge gehört, die ihn noch bei Zeiten veranlaßt sich von ihr zurückzuziehen — daß gerade dieser Löffelholz es war, der in der Rathsstube, in der er selbst mit saß als Mitglied des Großen Rathes, seine sehr ehrenwerthen Kollegen aufforderte, den „Schimpf" zu rächen, der von den benachbarten Rittern von Wolfstein, Jauernberg und Andern an den Schultheißen-Töchtern verübt worden sei.

Löffelholz war ein reicher Kaufmann. Sein Vater, der Loosunger war und somit die oberste Stellung im Nürnberger Staat mit Herrn Holzschuher theilte — es gab zwei Loosunger oder Schatzmeister, Duumviri, die aus den „sieben älteren Herren" gewählt wurden — hatte Martin seine große Handlung übergeben. Nachdem dieser viele Reisen gemacht und die Welt gesehen, zeigte ihm ein Blick in den Spiegel, daß es nun wohl Zeit sei sein Junggesellenthum aufzugeben, wenn er seinem Prädikat nicht auch noch ein „alt" wolle hinzugefügt sehen. Er stand am Ausgang der dreißig — und obwohl das damalige, man möchte sagen „dauerhafte" Geschlecht mit sechzig und siebzig Jahren noch Hochzeitsgedanken hatte und pomphaft ausführte, so waren dies doch meistens Witwer, denn die

frühen Ehen waren gleichzeitig so sehr an der Tagesordnung, daß der Rath von Nürnberg ziemlich um diese Zeit ein Gesetz erlassen hatte, wonach das Heiraten den Männern vor dem vierundzwanzigsten, den Jungfrauen vor dem einundzwanzigsten Jahre verboten war. Martin Löffelholz, der ohne Rücksicht auf die Moral, aber doch so viel als möglich auf die Ehre seines Hauses und Namens, noch mehr als in Nürnberg, wo er Alles nur im Geheimen that, auf seinen Reisen, besonders in Holland und am Rhein ein ausschweifendes Leben geführt hatte, begann bereits die Folgen desselben zu fühlen. Oft, wenn er mit einem steifen Bein zur Winterszeit auf das Rathhaus gehinkt kam, neckte ihn Willibald Pirkheimer mit dem Besuch „des königlichen Fräuleins aus Cypern,“ wie er das Podagra scherzhaft nannte, und rieth ihm bald zu heiraten, damit es nicht aussähe als nähme er endlich nur eine Frau, weil er eine Pflegerin brauche, und dazu doch ein rechtschaffen Eheweib besser zu gebrauchen sei, denn eine Buhlerin, die nur die Freuden, aber nicht die Leiden eines Mannes theilen wolle. Und, wie es in derartigen Fällen nur meist geschieht, wählte der Wüstling unter den Jüngsten und Unschuldigsten, zugleich unter den Reichsten und Vornehmsten, und hatte sich also für Anna von Weichsdorf entschieden.

Der Schultheiß gab eine zusagende Antwort — Anna weigerte sich und flehte vergebens ihren Vater, nicht zu dieser Ehe gezwungen zu werden — sie lieber wieder in's Kloster gehen zu lassen. Er gab ihr nur einige Tage Bedenkzeit — in drei Tagen wolle er Martin die Antwort wissen lassen, und er rechne darauf, daß es das Jawort sei. Das wußte Anna, daß weder bei ihrem Vater noch bei Martin das Geständniß einer andern Liebe zu ihrem Ziel verhelfen werde, um so weniger, da sie selbst in manchen Augenblicken an der Treue des Erwählten und noch öfter an der Möglichkeit einer Vereinigung mit dem Ritter zweifelte. Den Patrizier würde es gereizt haben seine Braut einem ritterlichen Freier abzukämpfen, da die reichen Städter in beständiger Erbitterung gegen den benachbarten Adel lebten, und der selbst ritterliche Schultheiß würde Alles aufgeboten haben seine Tochter einem Ritter zu entreißen, der sich mit ihr verlobt häte und nun jahrelang zauderte, bei dem Vater seine Werbung zu wiederholen.

In dieser Verzweiflung Anna's fiel endlich die mitfühlende kluge Schwester, die erst lange selbst auf einen Weg zur Rettung gesonnen, auf eine List, zu deren Aushilfe ihr der Propst Kreß als der geeignetste Mann erschien. Er war ihr Beichtvater, ihm konnte

sie vertrauen — er war zugleich ein Freund der Löffelholz, Vater und Sohn, sie huldigten mit ihm den Freuden der Tafel und des Bachus, es konnte ihm nicht so leicht an einer Gelegenheit fehlen, Isolden's Wünsche zu erfüllen.

Isolde wußte, daß der Propst, diese Schwachheiten abgerechnet, die er mit so vielen Zeitgenossen theilte, ein guter und gemüthreicher Mann war, der sich, wie der Armen auch gern anderer Hülfsbedürftigen annahm, wenn sie nicht zu viel von ihm verlangten; nicht irgend ein Wagniß, nicht etwas, wozu Muth und Entschlossenheit gehörten — in andern Dingen war er gern mit Rath und That zur Hand, und seine Menschenfreundlichkeit, sein weiches Gemüth von Jedermann gerühmt. Isolde wußte, daß er auch Elisabeth's Freund, zuletzt sogar ihr Vertrauter gewesen — sie wußte auch, daß er schönen Frauen am wenigsten etwas abschlagen konnte, und darauf baute sie ihren Plan. Daß sie deßhalb ihrer weiblichen Würde nichts zu vergeben brauchte, dessen war sie sicher. Was man auch sonst in diesen Beziehungen von ihm munkeln mochte, seine Huldigungen des weiblichen Geschlechtes beschränkten sich wenigstens gebildeten Damen gegenüber nur auf jene süßliche Galanterie, die von alten Herren öfter geübt wird als von jungen.

Im Klarakloster, wo Isolde den Propst bei seinen Inspektionen am öftersten getroffen und von ihm erzählen gehört, hatte nie eine Nonne oder Novize Ursache über ihn Klage zu führen wie über manchen andern Geistlichen, und auch die edle Aebtissin Charitas Pirkheimer beehrte ihn mit ihrem vollen Vertrauen. Warum hätte Isolde nicht das Gleiche thun sollen?

Aber nicht anders als im Dunkeln hatte sie sich zu dem Propst gewagt, damit sie Niemand da hineingehen sehe, am wenigsten die Ihrigen.

Ihm vertraute sie, daß Herr Martin Löffelholz bei ihrem Vater um Anna geworben — daß diese aber eben darum, daß er sich nicht an sie selbst gewendet, sondern die heiligste Angelegenheit des Lebens wie ein Geschäft abschließe, ihn prüfen wolle, ob er sie auch liebe, sie auch wählen würde, wenn sie ihm kein Vermögen mitbringe. Isolde habe den gleichen Verdacht und halte darum eine Prüfung für unerläßlich. Der Propst möge ihm daher im Vertrauen erzählen, daß Anna eigentlich den Schleier zu nehmen wünsche, daß sie aber, wenn sie dies nicht thue, sondern sich verheirate, schon eine Schenkung ihres ganzen Vermögens an das Klarakloster aufgesetzt und übergeben habe, daß sie also außer dem üblichen Hausrath ihrem Gemal weiter nichts einbringen werde. Liebe nun Herr

Löffelholz Anna wirklich, so werde er seine Werbung fortsetzen und sie wohl auch solche Uneigennützigkeit zu schätzen und zu belohnen wissen — außerdem aber wolle sie, um ihr entweder die Scham oder den Zwang um des Stolzes willen zu ersparen, ihm diese Bestimmung unter der Hand und nur wie von ungefähr wissen lassen. Das könne der Propst am besten übernehmen, da er nur als Vorstand des Klaraklosters diesen Zug von Anna's Frömmigkeit Herrn Löffelholz wie zufällig zu erzählen brauche.

Dies war der Gegenstand des Gesprächs zwischen dem Propst und Isolden bei Ulrich's Rückkunft gewesen. Sein Klopfen hatte sie auf's Höchste erschreckt — um keinen Preis wollte sie von irgend einem Menschen hier gesehen sein — nicht allein, daß man Arges von ihr denken könne: wenn ihre Angehörigen um diesen Gang erfahren, hätten sie davon Rechenschaft gefordert — und welche hätte sie geben sollen? Sie schlüpfte in das anstoßende Gemach und der Propst hoffte den Störenfried bald wieder zu entfernen — wie hätte er ahnen können, daß es sein lieber Neffe war, der bei ihm zu herbergen kam?

Wie ein Vogel angstvoll im dunklen Käfig flättert, so fühlte sich Isolde beunruhigt in dem Gemach, das keinen Ausgang hatte; — als der Propst wieder darin

eintrat und ihr nur sagen konnte, daß ein Gast gekommen, der über Nacht zu bleiben gedenke, sah sie keinen andern Ausweg als das Fenster — es war ja draußen still und finster, vielleicht entging sie doch jedem Späherblick und kompromittirte weder sich noch das geistliche Haus — ein kühner Schwung und Sprung — und verschwunden war sie. Daß der Ankömmling drinnen sie schon gesehen, blieb ihr wie dem Propst verborgen und nur als später dieser mit Ulrich in das Haus des Schultheißen kam, schien es ihr wahrscheinlich, daß er es gewesen, vor dem sie geflohen — die Vermuthung schon schüttelte sie wie die Faust eines Verhängnisses.

Während am andern Morgen Ulrich in der Bauhütte und Lorenzkirche war, hatte der Propst eine Trinkstube aufgesucht, in der er Martin Löffelholz zu treffen wußte, da dieser, wenn auf dem Rathhause Sitzung war, „des Raths immer nicht auswartete," sondern wie auch noch Andere thaten, dazwischen zur Abwechslung in eine nahegelegene Trinkstube ging, den Durst zu stillen, den er noch, wenn sonst nichts weiter, mit seinen Urvätern gemein hatte. Hier nahm der Propst bald die Gelegenheit wahr, Isolden's Wunsch auf geschickte Weise zu erfüllen — und so konnte er ihr schon am Nachmittage desselben Tages ein Brieflein zustel-

len mit der tröstlichen Versicherung, daß Herr Löffelholz bei des Propstes Eröffnung sehr große Augen gemacht und daß es ganz den Anschein habe, als werde er die Werbung gänzlich aufgeben

So verhielt es sich nun in Wahrheit damit, und so hatten, wie oft, die beiden entgegengesetzten Meinungen über Martin recht. Dem Schultheißen wich er aus. Er war nicht wiedergekommen sich die Entscheidung zu holen und da Jener sein Ausbleiben nicht begriff und Anna, die ohnehin unter steter Beobachtung indeß gewesen, mit gutem Gewissen erklären konnte, daß sie in keine Berührung mit Martin gekommen, so begannen sich gegen ihn Weichsdor'fs früher wohlwollenden Gesinnungen in den Haß des Beleidigten zu wandeln. Frau Adelgunde aber schwor mit einem giftigen Seitenblick auf Isolde: sie werde noch ergründen, aus welcher unlautern Quelle solch' freches Betragen seinen ersten Ursprung gefunden.

Von diesem Vorgang war nun im Kreise der „Genannten des Großen Rathes" gemunkelt worden und jetzt erinnerte man sich wieder daran, als Herr Löffelholz plötzlich als Ritter und Rächer der Schultheißentöchter auftrat.

Er brachte nämlich vor den Rath, wie die Uebergriffe des benachbarten Adels trotz des Landfriedens

und Kammergerichtes, trotz der Gebietserweiterung der Stadt und dem befestigten Lehen täglich schlimmer würden. Wie eben jetzt erst die Ritter von Wolfstein eine Jagd gehalten bis nahe an die Mauern der Stadt, wie sie sich erfrecht, ohne einen wohledlen Rath erst um Erlaubniß zu fragen, bei den Buchenklingen ein Gelage zu halten, da der Ort doch zur Bürgerlust da sei, und wahrlich nicht zum Dienst der übelberufenen Nachbarn. Wie es doppelt unziemlich gewesen, da sie von dort die Spaziergänger aus der Stadt verscheucht hätten und den edlen Töchtern des Schultheißen unwürdig begegnet.

Die meisten der versammelten Herren, die eben so gut wie Löffelholz eine Gelegenheit suchten, sich über die rohen Anmaßungen des Adels zu beklagen und etwas Ernstliches gegen ihn zu unternehmen, geriethen durch diese Mittheilung in neuen Zorn und machten zunächst ihrer Empörung in Schimpfworten gegen das freche Raubgesindel Luft, die freilich im Augenblick wohlfeil genug waren.

Herr Martin Geuder, — Pirkheimer's Schwager, — der in diesem Jahre Bürgermeister war, wußte auch Manches von den übermüthigen Nachbarn zu erzählen, die ihm am meisten aus Neid zu schaffen machen suchten. Schon seit längerer Zeit war das

Schloß Neunhof in seinem Besitz, das Markgraf Friedrich verkauft hatte. So lange es diesem gehört, hatte man es nicht anders als den „Burgstall“ genannt, da die früheren Nürnberger Burggrafen dort ihren Marstall zu halten pflegten. Aergerte es nun schon die Ritter, daß dies schöne Schloß in den Besitz eines Nürnberger Bürgers gekommen, und daß dieser es mit all' dem Luxus ausstatten und mit dem feinen Kunstsinn verschönern ließ, der die Häuser der Reichsstadt zierte, wogegen nur die Burgen der Ritter sich meist wie rohe Steinklumpen ausnahmen, zum Theil nahe dem Verfall, da die wenigsten ihrer Besitzer Geld hatten demselben vorzubeugen, noch weniger aber zur Verschönerung der Gebäude — so verdroß es sie doch noch mehr, als Geuder auch Hersbruck bekam. Es gehörte mit zu dem Gebiete, das nach dem Baierisch-Landshuter Erbfolgekrieg an Nürnberg kam, und Martin Geuder erhielt es für seine der Stadt geleisteten Dienste zu einem billigen Preis von dem Rath und nannte sich danach Martin Geuder III. von Hersbruck.

Er war besonders erbittert über den Hochmuth des alten Ritters Benno von Wolfstein, von dem er auch schon manche Gebietsverletzung erlebt. Mit der ihm eigenen Würde erklärte jetzt Geuder, daß er selbst, um

nicht unnütze Händel anzufangen, schweigend erduldet, was ihm Wolfstein zugefügt und mit der ganzen Bildung eines echten Patriziers die Rohheit eines Ritters vom alten Adel ertragen — daß er aber als Bürgermeister jeden Schimpf zu rügen verpflichtet sei, der den Bürgern zugefügt werde. Man müsse darum die Sache näher untersuchen, vor allen Dingen mit dem Schultheiß sprechen. Ihn zu diesem zu begleiten, ward Löffelholz aufgefordert.

Aber dazu wollte er sich nicht verstehen, meinte, daß er gewichtige Gründe habe, diese Sendung nicht übernehmen zu mögen, es wäre ihm überhaupt lieber, man verschwiege, daß er den ersten Anstoß zur Veröffentlichung dieser Sache gegeben — Zeugen könne er nennen, welche die Jäger an den Buchenklingen getroffen, zum Beispiel Meister Peter Henlein, den „künstlichen" Mechanikus, der die schnell berühmt gewordenen „Nürnberger Eier" vor acht Jahren erfunden, den Plattnermeister Echter und Andere.

Willibald Pirkheimer lächelte, und mit dem feinen Takt, der ihm immer eigen war, meinte er, da Herr Löffelholz, wie es scheine, von gar zarten Rücksichten geleitet, diesen Gang unterlassen wolle, sei man denselben noch weit mehr dem zarten Geschlechte schuldig und scheine es ihm, daß man weniger um seinet- als um

der Jungfrauen willen einen andern Botschafter wählen möge.

„Ei," rief Herr Löffelholz etwas empfindlich, „dazu eignet sich sicher Niemand besser als der gelehrte Herr Pirkheimer selbst — dem sind die gelehrten Frauen ja angenehm und er ist es ihnen, der wird gewiß mit seinen feinen weißen Händen die Sache am geschicktesten anzugreifen wissen!"

Dem stimmten Alle bei, wenn auch ohne den Hohn, der sich in Löffelholz's Rede mischte, und so begaben sich Geuder und Pirkheimer zu dem Schultheißen, ihn um die näheren Umstände bei der Beleidigung seiner Töchter zu befragen.

Und er, der Vater, war der Letzte, der erfuhr, wovon sich ganz Nürnberg unterhielt — er erfuhr es erst durch diese Herren!

Er ließ sogleich seine Töchter rufen.

Als sie ahnungslos dessen, was ihrer wartete, eintraten, fragte er sie vielmehr im Tone des Richters als des Vaters: ob sie an jenem Tage an den Buchenklingen gewesen?

Anna ward nun glühend roth und war einer Ohnmacht nahe.

Isolde antwortete mit für sie. Sie sagte, daß die schöne Herpstsonne sie zu einem Spaziergang dahin

verlockt und auf das zürnende „Allein?“ des Vaters antwortete sie kurz, daß Balthasar mitgewesen, wie bei andern Ausgängen.

Dem weiteren Zürnen des Schultheißen zu begegnen, nahm Pirkheimer das Wort und sprach es aus, wie gut er sich denken könne, daß die edlen Jungfrauen durch jede Männerrohheit zu tief in ihrem eigensten Wesen verletzt wurden, als daß sie, was sie so erlebt, auch noch selbst erzählen möchten — nun aber doch die Sache ruchbar geworden und der edle Rath von Nürnberg selbst sich in ihnen beleidigt fühle und sein heiliges Richter- und Rächeramt zu üben entschlossen sei, möchten sie den ganzen Hergang jetzt einfach erzählen und sollten dann weiter nicht belästigt werden, da der Schultheiß die Sache seiner Töchter als seine eigene betrachten würde.

Welche Verzweiflung für Anna, als sie zur Anklägerin des geliebten Ritters werden sollte! aber verrathen konnte sie ihre Neigung auch nicht, noch weniger ihre Absicht ihn an den Buchenklingen zu treffen, dies Alles hätte ihren Vater nur noch mehr erzürnt auf sie wie auf Wolfstein und in der Hauptsache gar Nichts geändert — Isolde errieth diesen Gedankengang und suchte, so gut es gehen wollte, Alles in ein versöhnliches Licht zu stellen. Sie ließ nur die That-

sache bestehen, daß eine ritterliche und reisige Jagdgesellschaft sich an den Buchenklingen niedergelassen und sie noch vorher sich entfernt hätten, daß zwei Ritter ihnen zwar nachgekommen, sie aber nach ihren ersten zurückweisenden Worten hätten friedlich ziehen lassen, ja der eine habe sich zu ihrem Schützer und Ritter erboten, und man sei ihm eher Dank als Klage schuldig.

Da Geuder auch die Namen der Ritter nannte, erklärte Isolde unbefangen, daß Wolfstein der Beschützer gewesen.

Danach klang der Vorgang zwar nicht ganz so gefährlich, wie ihn Löffelholz geschildert, indeß blieb es doch immer dabei, daß die erwähnten Ritter auf einem Platz gejagt und sich niedergelassen hatten, der ihnen nicht gebührte, daß sowohl die Jungfrauen als einige Bürger Nürnbergs sich dadurch davon vertrieben gesehen — und so erhob der Rath von Nürnberg Klage wider die Ritter wegen dieses „Unfuges“, die wie gewöhnlich darauf mit Spott und Grobheit antworteten. Nürnberg konnte in eigner Sache nicht richten, und so kam der Prozeß vor das Kammergericht — zu den tausenden, die bei ihm schon vergeblich auf Erledigung warteten und zu den andern tausenden, über die zwar „zu Recht“ erkannt war, ohne deßhalb Je-

manden Nutzen oder Schaden zu bringen, denn das Kammergericht hatte keine Macht seine Beschlüsse in Kraft zu setzen und war deßhalb selbst seinem Eingehen schon wieder nahe.

Aber wie sein Spruch auch lauten und welche Folgen er haben mochte — für Anna mußten sie die schlimmsten sein. Nicht nur daß der Schultheiß mit den Töchtern zürnte, daß sie einen so ungebührlichen Spaziergang gemacht, auf dem ihnen Ungebührliches begegnen konnte, und daß die Stiefmutter hämisch triumphirte, wie recht sie habe, daß die Ungezügeltheit der beiden Mädchen ihrem Hause nur Schande bringe — daß sie Beide noch mehr überwacht wurden als bisher und auch der mitverwickelte Balthasar ihnen jetzt keine Dienste mehr thun konnte — das Schlimmste für Anna war die Kluft, die nun zwischen ihr und Wolfstein sich immer mehr vertiefen und erweitern mußte.

Sie hatte nichts wieder von ihm gehört, sie quälte sich vergeblich mit der Frage ab: warum er sie an die Buchenklingen beschieden? warum er nicht selbst gekommen war und auch jetzt nicht kam? ob er sie nicht mehr liebte? ob er nun nichts für sie wagte? Im Grunde war das ja doch dieselbe Frage. Von ihr und von all' den traurigen Zuständen gefoltert, die ihr

tägliches Leben verbitterten, war Anna auf ein schweres Krankenlager gesunken, an dem Isolde als ihre treueste Pflegerin wachte.

Die Tage wurden kürzer und die Nächte länger. Der November hüllte Alles in graue, feuchte Schleier, als solle die ganze Welt ein Kloster und auch das lebensfrohe Nürnberg eine Nonne werden.

Zuweilen floß der Regen in Strömen herab, wandelte die Schleußen der Stadt zu kleinen Bächen, die schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen in Sümpfe, plätscherte hoch hernieder vom Dach der Lorenzkirche, und träufte sanfter von der niedern Bauhütte, die daran sich lehnte; dazu tönte von drinnen das Hämmern der Steinmetzer.

Isolde konnte es hören, wenn sie das Fenster öffnete. Und wenn sie daran stand zur Mittagszeit, sah sie auch einige der Baubrüder, die von der Arbeit kamen oder zu ihr gingen. Auch Ulrich war darunter.

In der dumpfen Stille und Sorge des Krankenzimmers war es, als ob Isolden's ganze Seele ein solcher grauer Novembertag einhüllte. Der Regen verscheuchte von den Straßen das heilere Leben, die Furcht vor einer ansteckenden Krankheit hielt alle andern Personen, die mitpflegende Dienerin Sabine und den Bader Milius abgerechnet, von dem Krankenzimmer

entfernt. Nur der Vater kam meistens Mittag einen Gang herauf, nach seinem kranken Kinde zu sehen. Aber er weilte nie länger, vielleicht auch aus Furcht der Ansteckung, mit der Adelgunde besonders quälte, wobei freilich ihr eigenes Wegbleiben den Schwestern am willkommensten.

Mitten in dieser Einsamkeit und dieser Novembermelancholie war es für Isolde vielleicht doppelt verhängnißvoll, daß sie Ulrich täglich sah, wenn auch ohne von ihm gesehen zu werden, und sein Bild sich immer inniger mit ihren tiefen Gedanken verwebte.

IX.

In der Messe.

„Du meidest um mich alle Menschen und lebst mit mir gleich, als wärest du im Kloster oder eine Gefangene!“ hatte Anna eines Morgens, da sie sich etwas wohler fühlte, zu Isolde gesagt, und auf deren Antwort, daß sie nicht anders zu leben begehre und daß sie weder zu einem Fest noch zu andern Leuten gehen möge, war Anna's Frage gewesen:

„Aber du gehst auch nicht in die Kirche! ich weiß wohl, daß man auch im Kämmerlein herzinnig beten kann, und daß du es jetzt oft gethan hast für mein Leben, gleichwie ich selbst gebetet habe — wenn auch nicht gerade oder nicht nur für mein Leben, sondern daß ich erlöst würde von allen Leiden des Körpers wie der Seele — und wenn es nicht also sein könne, daß mich die heilige Jungfrau hinwegrufe — aber heute ist ein wunderbares Hoffen über mich gekommen —

es ist mir, als dürfte ich dir sagen, daß ich nun gewiß genesen werde — und wie ich gern selbst auf meinen Knieen betete am Hochaltare im Dom, so möchte ich wenigstens, du gingest für mich zur heiligen Stätte und opfertest in meinem Namen eine Kerze zum Zeichen meines Dankes."

„Dann freilich muß ich gehen!" antwortete Isolde, „und so will ich es auch lieber früher thun, ehe sich die ganze Kirche mit Menschen füllt und ehe vielleicht Adelgunde desselben Weges geht und ich an ihrer Seite sein müßte."

„Dafür, glaub' ich, schützt dich noch immer, daß du an meiner Seite bist!" antwortete Anna mit bitterem Lächeln, „und so war meine Krankheit ja doch zu etwas gut."

Feierlich begannen eben die volltönenden Glocken der Lorenzkirche ihren mahnenden Ruf, am Tage des Herrn nicht in den heiligen Räumen zu fehlen, als sich Isolde bereitete ihrem Ruf zu folgen. Sie war ganz in schwarzem Sammt gekleidet, dessen weißer Pelzbesatz am Saume des Kleides und eines verhüllenden Ueberwurfs schon glauben machen konnte, der Schnee, der nun bald zu erwarten war, sei bereits gefallen. Ein Schleier, der wie Silber flimmerte, an einem

schwarzen Sturz befestigt, ließ den Begegnenden nur ahnen, welche Schönheit er verbarg.

Es war noch ziemlich still und menschenleer, als Isolde den hohen Raum betrat. Wochenlang hatte sie das Krankenzimmer nicht verlassen, die frische ungewohnte Luft draußen hatte ihr wohl und weh zugleich gethan. Sie war schnell gegangen und hatte tief Athem geholt, dann fühlte sie ihre Brust seltsam beklommen, und als sie am Marienaltar auf ihre Kniee sank und die gefalteten Hände auf der Brüstung des Betstandes ruhten, senkte sie ihr Haupt darauf und brach halb bewußtlos in lautes Schluchzen aus. All' die Angst, die sie um das Leben der Schwester empfunden, neben der Isolde doch Tag und Nacht zubrachte, und der sie Alles, was sie fürchten mußte, sorgfältig verbarg, all' die Besorgnisse, die sie um deren Geschick empfand, all' der widerwärtige Druck, der im Elternhause auf ihr lastete, all' die Unbefriedigtheit ihres Herzens, die Oede ihres Daseins wühlten ihr ganzes Innere zu einem Sturme auf, der in einem Erguß von Thränen, in Seufzern und Stöhnen unwillkürlich sich kundgab. Hier, an dieser heiligen Stätte, fühlte sie sich frei von allem Zwang, von aller Beobachtung — wenn sie, was die letztere betraf, auch unrecht hatte, obwohl sie glauben konnte, Niemand sei in ihrer

Nähe — und so achtete sie auch weder darauf, daß sie, um ihre Thränen zu trocknen, ihren Schleier halb zurückgeschlagen, noch daß ihre winterliche Hülle von der majestätischen Gestalt herabgeglitten, ihr Gebetbuch auf den Teppich zu ihrer Seite herabgefallen war.

Ein Baubruder stand unweit von ihr, halb verborgen durch den Pfeiler, an den er lehnte, aber er sah Isolde — ihre Schönheit, ihre Thränen, er hörte ihre Seufzer — und tief bewegt fragte er leise sich selbst: Auch sie? Auch diese stolze Jungfrau eine Tochter des Schmerzes? Unwillkürlich drängte es ihn sich ihr zu nähern — warum sollt' er auch nicht? wer sah ihn denn hier und wer sah sie? und wenn auch — warum sollt' er ihr nicht das Gebetbuch aufheben, das sie sonst vielleicht im Staube liegen ließ, trotz des kostbaren Einbandes von Sammt und erhabener kunstreicher Arbeit aus Gold und schimmernden Steinen? Doch, indem sich Ulrich unwillkürlich leise einen Schritt darnach vorbewegte, kam schon eine andere Hand der seinen zuvor. Mit größerer Hast als er und mit minder zarter Rücksicht, die Dame auch nicht zu erschrecken, trat mit sporenklirrenden schweren Eisenstiefeln ein Ritter hinter sie und fesselte mit seinem Absatz die Schleppe ihres Kleides — dann nahm er das Gebetbuch auf und schaute der Jungfrau keck in das Gesicht,

indem er sich halb neben ihrem Betpult niederbeugte.

In Ulrich kochte ein Gefühl des Zorns empor, als müsse er einen Tempelschänder hinwegreißen von der Entweihung eines Heiligenbildes.

Selten ist ein zart organisirtes weibliches Wesen so in sich selbst verloren, daß es nicht die Annäherung eines andern bemerken sollte; auch Isolde fühlte jetzt, daß sie nicht mehr allein, daß sie beobachtet war, sie scheute jede Bewegung, durch die sie das zu erkennen gegeben hätte, aber sie hörte auf zu seufzen und ließ die Perlen ihres Rosenkranzes durch die weißen Finger gleiten.

„Jungfrau Isolde!“ flüsterte der Ritter.

Nun bei ihrem Namen genannt, schaute sie auf, den Kopf stolz emporhebend, und ihre ganze Haltung eben noch die einer in Schmerz und Schwachheit demüthig Betenden, ward plötzlich die einer Königin — so nahm sie auch das dargereichte Buch ohne Gruß und Dank und mit einem einzigen zornfunkelnden Blick.

„Allerwärts hab' ich Euch vergeblich gesucht und Eurer geharrt“ — begann er schüchtern.

„Das ist eine wenig passende Redeweise,“ antwortete sie streng, „Ihr wußtet, wo wir zu finden waren, das Haus des Schultheißen ist Jedermann bekannt in Nürnberg, Ihr brauchtet uns nicht an

öffentlichen Orten dem Spotte preiszugeben — Ihr werdet hier nicht den Auftritt von den Buchenklingen wiederholen."

„Ich will ihn nur entschuldigen," erwiderte Wilhelm von Wolfstein — und wenn es nicht bei Eurer Schwester möglich ist, bei Euch, damit Ihr meine Fürsprecherin werdet."

„Dazu war es Zeit, ehe Ihr sie dem bösen Leumund und der Gefahr des Fiebers preisgabt — und nun stört mich nicht mehr und laßt mich ruhig für sie weiter beten."

„O mein Gott!" rief Wilhelm, „Ihr seid hart! So sagt mir nur, ob die Gefahr vorüber?"

„Kann ich das?" erwiderte Isolde; „betet für sie! — betet für sie, wenn Ihr zu ohnmächtig, zu unmännlich seid für sie zu handeln — betet für sie — es ist mein letztes Wort!"

„Aber, edles Fräulein — wollt' Ihr mich nicht hören, mich nicht am Ausgang erwarten?"

„Stört mich nicht länger in meiner Andacht — oder ich muß andern Schutz gegen Euch anrufen, wenn mich der heilige Ort nicht schon allein beschützt." — Sie warf dabei einen Blick auf Ulrich, den sie erst vor Kurzem bemerkt hatte, und es schien ihm selbst, als winke sie ihm hilfesuchend mit den Augen. Er hatte

nur einzelne Worte von dem verstehen können, was die Beiden zusammen sprachen, aber das sah er nun doch, daß Isolde von der Gegenwart des Ritters befreit zu sein wünschte. Ulrich verließ seinen Platz und ging langsam hinter Isolde vorüber. Der Ritter warf einen ärgerlichen Blick auf ihn und zog sich zurück.

Als sich Isolde allein fühlte, dachte sie, wie wenig sie gewiß in Anna's Sinne gehandelt. Wolfstein hatte sich rechtfertigen, sie zu seiner Vertrauten und Vermittlerin machen wollen — und sie hatte sich geweigert ihn anzuhören! Ihr selbst war Wolfstein vollkommen gleichgiltig gewesen, nur daß ihre Schwester ihn liebte, hatte ihr Theilnahme für ihn gegeben; wenn er diese glücklich machte, so sollte er ihr selbst als Bruder willkommen sein. Aber nun war es anders. Er war zurückgekehrt, und statt sein Wort zu halten, nun offen um Anna zu werben, hatte er sie zu einer heimlichen Zusammenkunft verleitet, die zu den widerwärtigsten Begegnungen und Folgen geführt hatte. Und seitdem hatte er sich wieder nicht um die angebliche Geliebte bekümmert — sie war krank und er fragte nicht nach ihr, sie konnte sterben, um ihn und durch seine Schuld — was kümmerte es ihn? Nach einem solchen Gedankengang, der täglich wiederkehrte, täglich fast sich steigerte, je mehr sie Anna geistig wie körper-

lich leiden sah, verachtete und haßte Isolde Wolfstein, und war bemüht, wenn auch so schonend als möglich, Anna selbst von dieser Liebe zu befreien. Aber wie hätte das so leicht und in so kurzer Zeit geschehen können? Gerade in der Krankheit zeigte es sich, daß Anna's Liebe doch viel tiefer war als sie selbst geglaubt, und zuweilen mußte auch Isolde auf ihre Frage: wie sich denn jetzt Wolfstein ihr nähern könne, die Antwort schuldig bleiben.

So lange der Stolz des Weibes in dessen eigener Liebe noch keine Prüfung, keine Demüthigung erfahren, so lange ist jedes Weib schnell fertig mit der Verurtheilung eines Mannes, welcher der Geliebten Veranlassung gibt an seiner Liebe und Treue, an der Ehrlichkeit seiner Absichten zu zweifeln, noch mehr aber mit der Verurtheilung eines Mädchens, das dergleichen sich bieten läßt ohne dadurch die eigene Liebe verlöscht zu sehen, und so urtheilte auch Isolde über Anna. Aber doch empfand sie zugleich das tiefste Mitleid mit der kranken Schwester und begriff recht gut, welch' ein Labetrunk es ihr sein würde, einen Gruß, eine Nachricht von Wolfstein zu empfangen. Diese sanfteren Empfindungen machten sich jetzt in Isolde geltend. Wenn Wolfstein wirklich vermochte sich zu entschuldigen? wenn er es vielleicht schon versucht, ohne daß sie

es erfahren? Sie waren ja im eigenen Hause wie Gefangene, von allen Seiten mit Wachen und Lauerern umstellt. Der Vater mußte ja jetzt in ihm nicht nur einen Beleidiger seiner Töchter, sondern als Schultheiß auch einen Feind Nürnbergs sehen — und das fiel am gewichtigsten in die Wagschaale. Vielleicht hatte Wolfstein ein Recht anzunehmen, daß jetzt der ungeeignetste Augenblick zu einer Annäherung, einer Werbung sei, vielleicht hatte er sich vergeblich bemüht, ihnen eine Kunde zu senden oder von ihnen zu erhalten, vielleicht hatte die Stiefmutter selbst oder durch ihre Kreaturen ihn trotz seines Willens fern zu halten gewußt, ja vielleicht war es doch das Klügste was er thun konnte, jetzt am wenigsten sein Geheimniß preiszugeben.

Unter solchen Vorstellungen bereute Isolde ihre vorige kalte Härte — sie sah sich nach dem Ritter um. Dort am Hauptportal in der Nähe sah sie seinen roth und weißen Helmbusch wehen. Dort lehnte er, wo er das ganze Mittelschiff, auch die Seitenausgänge, wenn auch nicht ganz bis an die Thüren, übersehen konnte. Die Kirche hatte sich gefüllt und es standen viele Menschen um ihn, aber er überragte die meisten — wollte er sie erwarten? Aber ihr ganzes Wesen sträubte sich doch dagegen einen Schritt auf ihn zuzuthun — mochte er warten oder nicht, sie blieb an ihrem Platz, den sie

jetzt in der Mitte der andern Betenden eingenommen hatte. Nicht weit von ihr, aber gegenüber in den Reihen der Männer, stand Ulrich — sie senkte scheu vor ihm ihre Augen zur Erde nieder, weil ihr war, als ob seine Blicke auf ihr ruhten.

Als der Gottesdienst zu Ende war, ging sie an das Hauptportal, an dem Wolfstein noch stand. So lange hatte er noch in keiner Kirche ausgehalten seit seiner frühesten Jugend. Wie die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen ging er ja doch nur hinein um nach schönen Frauen zu blicken und irgend ein Stelldichein zu halten oder zu verabreden. Aber er dachte eben nicht allein so. Am Weihwasserbecken, wo Männer und Frauen, die im Mittelschiff der Kirche von einander geschieden, nun wieder zusammentreffen konnten ohne Aufsehen zu erregen, war eben der beste Platz für dergleichen Müssiggänger, und so standen noch andere Herren an seiner Seite, darunter auch sein Feind und Nebenbuhler Herr Martin Löffelholz. Daß sie das Letztere waren, wußte zwar Keiner gewiß vom Andern, aber der Raths- und Handelsherr hatte immer ein scheeles Auge auf den benachbarten Adel, und da Isolde ihn erblickte, erschrak sie um so heftiger, als sie nicht wußte, ob diese Beiden einander kannten und es ihr nun ganz unmöglich schien, ein Wort der Ver-

ständigung mit Wolfstein zu sprechen; — wenn er jetzt wieder mit ihr sprach, konnte nur Alles schlimmer für sie und Anna werden als besser, denn es war gewiß, daß jetzt Löffelholz die Töchter des Schultheißen haßte, seiner Gattin aber wohlgewogen war.

Unbekümmert um ihn hatte sich Wolfstein wieder dicht an Isolde gedrängt und ihr Sammtgewand erfaßt, daß sie ihm nicht entschlüpfen konnte.

„Wollt Ihr nicht wenigstens einen Gruß bestellen von meiner unveränderten Liebe? Vergeblich habe ich mich bemüht —"

In diesem Augenblick machte Ulrich, der hinter Isolde stand und ihr neues Erschrecken gesehen hatte, sie mit einem raschen Griff von dem Ritter frei — sie warf erglühend dem Baubruder einen dankenden Blick zu und kaum wissend, was sie that und sprach in der dreifachen Angst, die Gelegenheit, der liebekranken Anna eine Beruhigung zu gewähren, gewaltsam sich und ihr zu rauben — bei Ulrich in den Verdacht zu kommen zu dem Ritter selbst in irgend einem Verhältniß zu stehen, das ihm Rechte auf sie gab — von Löffelholz beobachtet und vielleicht dem Spott oder Verrath sich preisgegeben zu sehen — in solcher Verwirrung sagte sie zu Wolfstein:

„Ich muß zu meiner kranken Schwester, — Herr

Ritter von Wolfstein — was Ihr mir sagen wolltet, das saget Ihr besser diesem edlen Baubruder, Ulrich Wüll von Wildenfels, genannt Ulrich von Straßburg, seine Kunst verherrlicht das Geschlecht der Behaim, und die aus diesem Geschlechte stammen, dürfen ihm vertrauen! Ist es nicht so?" fragte sie, ihren wunderbar vergeistigten Madonnablick auf Ulrich gerichtet.

Dieser stand verwundert, sah sie fragend an und antwortete mit leichter Verneigung: „Betrachtet mich immerhin als Euren Diener — aber ich weiß nicht, womit ich es zu sein vermöchte?!"

„Laßt's Euch von diesem Ritter erklären, und dann sprech' ich Euch morgen früh in der Kapelle der Behaim an der heiligen Stätte." Damit war sie im Gedränge der Kirchgänger entschlüpft.

Der Baubruder und der Ritter betrachteten einander mit prüfenden Blicken. Dieser fand zuerst ein ahnendes Verständniß für Isolden's Betragen: die Behaim waren ja immer Beschützer der Kunst gewesen, vielleicht war der Baubruder dadurch ein Freund ihres Hauses und sollte jetzt einen Vermittler abgeben — empörte sich auch der Stolz des Ritters dagegen, einem Baubruder Rede zu stehen, so hatte er doch nicht überhört, daß derselbe einen adeligen Namen führte — man konnte also schon eine Ausnahme mit ihm machen.

„Jedenfalls," meinte er, „könne er doch durch ihn etwas von Anna erfahren und den Vorgängen in ihrem Hause, und eine Botschaft an sie gelangen lassen."

Er konnte in dem Baubruder doch Jemanden erblicken, der Isolden's Vertrauen genoß und dem er wenigstens einen Theil des seinigen um so mehr schenken konnte, als ein freier Steinmetz sonst ganz außerhalb der Kreise stand, mit denen ein adeliger Junker in Berührung zu kommen pflegte.

Nicht so schnell vermochte sich Ulrich in diese sonderbare Situation zu finden. Wer und was war ihm Isolde? Eine hochmüthige patrizische Jungfrau — die es dennoch nicht verschmäht hatte, im Abenddunkel den übelberufenen Propst Kreß heimlich zu besuchen — die Tochter des Schultheißen, die ihm selbst hochfahrend begegnet war — aber freilich doch nur so lange bis sie seinen Namen erfahren, dann hatte sie ihr Wesen geändert — und wenn er sich noch einmal ehrlich fragte, was sie ihm war, so antwortete er mit einem tiefen Athemzuge: eine Nichte Elisabeth's — ihr ähnlich, nur fast geistig verklärter, vielleicht eine Erbin ihres edelsten Wesens, wie sie eine Erbin des kostbarsten irdischen Kleinodes war, das diese besessen, — eine Erbin ihres Vertrauens, wie es schien, und — er dachte diesen Gedanken nicht weiter. Er wollte nicht weiter

fragen, was sie ihm war. Er dachte daran, wie sie nun eben von ihm gegangen, wie sie schon vorhin und jetzt vertrauensvoll zu ihm geblickt wie zu einem Beschützer und Freund — was konnte er Anderes wollen als dieses Vertrauen verdienen? Den Ritter kannte er nicht, er hielt im Allgemeinen nicht viel von diesen kriegerischen Müssiggängern, die bald dieser, bald jener Sache dienten, und wenn es keinen Krieg gab, die friedlichen Bürger beunruhigten, sei es durch nachbarlichen Uebermuth oder Jagd nach Abenteuern, in der sie manches arglose Frauenherz verstrickten und unglücklich machten.

„Beliebt es Euch einen friedlichen Gang mit mir zu thun?“ sagte Wolfstein höflich zu Ulrich, „Ihr hörtet wie ich an Euch gewiesen ward. Die Kirche ist doch kein recht passender Ort —“

„Da gebe ich Euch vollkommen Recht,“ antwortete der Baubruder, „und bin bereit, Euch zu begleiten, da der Gottesdienst zu Ende.“

„Verschmäht Ihr es nicht einen Becher Wein mit mir zu leeren?“ fragte Wolfstein, „freilich kann ich Euch, da ich aus der Nachbarschaft bin, in keine eigene Behausung führen.“

„Ich danke,“ antwortete Ulrich kurz, „ich besuche

keine Trinkstube, auch schiene mir ein so profaner Ort noch weniger geeignet als der heilige, sich über einen Gegenstand zu unterhalten, der nicht für Aller Ohren taugt."

„Dann freilich weiß ich keinen Rath als uns im Straßenschmutze zu besprechen," entgegnete Wolfstein ärgerlich.

Ulrich zuckte die Achseln und ward nun auch seinerseits etwas ungeduldig: „Ihr findet mich selbst davon überrascht, mich von dem Fräulein von Weichsdorf mit einem Auftrag beehrt zu sehen, von dem ich bis jetzt nichts weiter weiß, als daß sie sich morgen an der Stätte, da ich für ihre Familie arbeite, die Nachricht holen will, die Ihr mir für sie übergeben werdet. Es schien ihr störend zu sein Euch in der Kirche anzuhören, — ich kann in diesem Falle nichts Anderes sein als ein getreues Sprachrohr, das wiedergibt was es vernommen — und ich glaubte es wären nur wenige Worte, die Ihr mir zu sagen habt?"

„Im Gegentheil, — es ist eine lange Geschichte," antwortete der Ritter, „aber eigentlich — ihr bin ich weder Antwort noch Beichte schuldig — sie sollte nur eine Vermittlerin sein zwischen mir und ihrer holden Schwester Anna —"

Ulrich blickte mit leuchtenden Augen auf. Also um

eine Schwester nur handelte es sich — nicht um Isolde selbst — er hatte nicht nöthig sie auf einem Irrweg zu sehen, sie als eine Getäuschte oder Wankelmüthige zu finden — er hatte nicht nöthig für sie ein Liebesbote zu werden! Mit erneuter Freundlichkeit sprach er zu dem Ritter:

„Die Wohnung eines Baubruders kann Euch zwar wenig bieten, aber wenn Ihr nicht verschmäht mich dahin zu begleiten, so findet Ihr wenigstens ein warmes Plätzchen am Kamin und trocknen Fußboden, während wir hier bis über die Knöchel einsinken und der Himmel Miene macht uns dazu noch von oben mit Schneeflocken zu überschütten."

„Gern nehm' ich Euer Erbieten an, wenn Ihr auch das meine verschmähtet," antwortete Wolfstein, „und gehe jede beliebige Straße mit Euch. Aber nun sagt mir: Ist Anna von Weichsdorf wirklich zum Tode krank gewesen — oder ist sie es noch?"

„Ich weiß nichts Näheres," antwortete Ulrich, „ich habe nur entfernt davon reden hören, daß die Schultheißentöchter seit dem Vorfall auf den Buchenklingen — und wie er das sagte, fiel ihm plötzlich ein, daß es ja ein Wolfstein war, den man unter den Rittern nannte, welche durch ihr Gebahren dabei neue Streitigkeiten mit den Bürgern von Nürnberg veran-

laßt, vielleicht also war es dies, worüber sich Wolfstein entschuldigen wollte, ohne von Isolde angehört zu werden. Er begriff nun wenigstens theilweise warum es sich handelte.

In diesem Augenblick kamen sie an dem Hause des Schultheißen vorüber — Wolfstein hielt seine Schritte an — zum ersten Male schaute auch Ulrich hinauf. „Da ist sie!“ rief Jener entzückt.

Aber Ulrich flüsterte warnend: „Machet kein Aufsehen und laßt uns ruhig vorübergehen!“ Er sprach so, weil er Isolden's Wink verstand.

Die Schwestern standen am Fenster. Zum ersten Male, seitdem sie wieder das Bett verlassen konnte, war Anna in das Chörlein getreten noch ehe die Schwester zurückkehrte von einer unklaren bangen Ahnung und Sehnsucht ergriffen. Sie hatte Isolden zu diesem Kirchgang gedrängt, aber nun dünkte es ihr eine Ewigkeit, daß sie nicht zurückkehrte. Tag und Nacht war sie ja an Anna's Seite gewesen — jetzt erst begriff diese ganz den Werth ihrer Nähe. Sie ließ sich von der Dienerin an das Fenster führen, dort erwartete sie Isolden, dort weilte sie noch, da diese zurückgekehrt.

Und jetzt ein Schrei der Ueberraschung: „Wilhelm!“ Unbedacht erhob sie sich, um das Fenster aufzureißen. Isolde hielt sie zurück und winkte Ulrich mit Hand und

Augen hinab, womöglich auch das geringste Aufsehen zu vermeiden und weiter zu gehen. Nun konnte sie aber auch nicht schweigen gegen Anna, nicht erst allein hören und handeln. Sie sagte ihr, daß Wolfstein versucht habe, sie zu sprechen, daß sie ihn aber an den Baubruder gewiesen und morgen von ihm eine Erklärung zu erlangen hoffe. Und erst als sie das Wort ausgesprochen und Anna's Erstaunen über eine solche fremde Mittelsperson gesehen, fragte sich Isolde selbst erschrocken: „Was hab' ich denn gethan?“

X.

Der „gesalzene Fischer“ und seine Tochter.

In einem armseligen Gemach, von niedergebranntem Kaminfeuer nur schwach erhellt, saß Gerhaus Storch und spann. Ihre Hand drehte emsig die Spindel und ihr Gesicht schien mehr als gewöhnlich zu glühen — war es von der Arbeit? oder jetzt von der Zimmerwärme, nachdem sie ziemlich den ganzen Tag lang im kühlen Gewölbe unter der Barfüßerbrücke gesessen und Fische feil gehalten? Oder waren es die Reden ihres Vaters, die ihr das Blut in die ohnehin schon dunklen Wangen trieben.

Er stand in einem Winkel und wühlte mit knochigen Armen, von denen die schmutzigen Hemdärmel aufgestreift waren, in einem Faß mit gesalzenen Fischen herum, die, jetzt aufgerührt, einen widerwärtigen Geruch verbreiteten. Freilich war schon das eine unreine Atmosphäre, in der Gerhaus athmen mußte, un-

reiner aber noch auf moralischem Gebiet war die, in der sie aufgewachsen und von ihrem Vater erhalten wurde. Er war ein habsüchtiger fauler Mann, der selbst nichts thun und doch das Leben genießen wollte — so weit er eben genußfähig war — er schien nur Organe zum Trinken und Faullenzen zu haben, und Beiden obzuliegen erschien ihm als der Zweck seines Daseins. Die nicht gewöhnliche Schönheit seiner Tochter trieb ihn bald, dieselbe auch diesem Zwecke dienstbar zu machen. Er war es selbst, der sie dem Rath, als der Churfürst von Sachsen in Nürnberg als Oberrichter des Reichskammergerichtes einzog, zu den dabei veranstalteten Dekorationen zur Verfügung stellte. Mit einem andern hübschen Mädchen, das aber von ihr vollständig überstrahlt war, schwebte sie, nur wenig von einem griechischen durchsichtigen Gewande verhüllt, auf einer Ehrenpforte und hatte da nicht nur das künstlerisch forschende Auge des Malers Dürer, sondern auch die minder reinen Blicke einiger Rathsherren auf sich gezogen, die sie seitdem mit Geschenken und zärtlichen Anerbietungen überhäuften, indeß sie selbst doch verstand sie von sich fern zu halten. Damit war ihr Vater zufrieden, der sich eine Zeit lang dadurch am besten stand, daß es gewissermaßen Mode ward bei der schönen Gerhaus selbst ein Fischlein zu kaufen

und es wohl gar gleich auf der Stelle unter schmeichelhaften Redensarten für sie zu verzehren. Indeß — Alles währt eben nur eine Zeit, die alten und jungen Herren, die schon zu verwöhnt oder ermattet waren um sich viel Mühe um ein Frauenzimmer zu geben, das zwar die derben Späße seiner Anbeter ertrug, aber sie sonst doch in gewissen Schranken zu erhalten wußte, wurden ihrer überdrüssig und verloren sich nach und nach wieder von ihrem Krämlein. Es war darum auch dem egoistischen Vater ganz recht, als Meister Dürer mit jenem Anerbieten, daß ihm das Mädchen als Modell sitzen solle, gekommen war — wenn man das erführe oder das schöne Bild dann zu sehen bekäme, werde man wieder nach dem Original sich umsehen und das Fischgeschäft einen neuen Aufschwung nehmen. Jetzt aber schien es dem Händler zu sehr in's Stocken gekommen zu sein und er machte der Tochter Vorwürfe darüber, daß sie es vernachlässige, die Käufer nicht mehr anlocke und statt ihnen schalkhaft entgegenzulächeln, oft mit einem Gesicht dasitze, „als wären ihr Fischgräthen im Halse stecken geblieben." „Wenn du das oft thust," fuhr er fort, „so wird es bald ganz mit dem Rufe deiner Schönheit vorbei sein."

Gerhaus warf trotzig den Kopf zurück und erwi-

derte: „Meinetwegen! seit mich Meister Dürer conterfeit, weiß ich es doch anders, und was er mir sagt, gilt mir mehr als was alle andern Männer reden!"

„Was!" rief der Händler, und indem er näher auf sie zutrat, stand er mit den in die Seiten gestemmten Händen, daß beide Ellenbogen in scharfen Ecken herausstanden, drohend vor ihr: „Du hast dich wohl in die langen Locken und das fromme Christusgesicht des Malers vernarrt und verschwendest an dem Hungerleider, der kaum aus der Hand in den Mund zu leben hat, was uns bei manchem reichen Rathsherrn Geld und allerlei Vortheile eingebracht hätte. Ja daran hab' ich wahrlich nicht gedacht, daß der Meister, der so ehrbar und tugendhaft thut, die schönsten Modelle nicht umsonst malen wird. O was bin ich dumm gewesen, und erst jetzt müssen mir die Augen aufgehen!"

„Vater, Ihr irrt, Ihr lästert!" rief Gerhaus erglühend. „An mir dürft Ihr zweifeln, von mir dürft Ihr eher reden wie von einer gemeinen Buhlerin, denn Ihr habt Euch wahrlich Mühe genug gegeben, mich dazu zu machen — aber Meister Dürer dürft Ihr nicht anzutasten wagen mit Euren unreinen Händen, der ist mehr noch als er scheint, ein Heiliger, ein Märtyrer, zu dem es mit mehr Ehrfurcht

aufzublicken geziemt als zu den Heiligenbildern, die er für die Kirche malt."

„Ho ho!" antwortete der gemeine Vater: „Du rechnest es ihm wohl als Verdienst an, wenn er deine enthüllten Reize konterfeit und nicht in Versuchung dadurch gerieth? Es wird ihm etwas Alltägliches sein! Und er würde schön ankommen bei seiner Ehehälfte, die ihn gehörig unter dem Pantoffel hat, wenn sie gerechte Ursache zur Eifersucht hätte — grün wird sie dir so nicht sein?"

„Gewiß nicht," antwortete Gerhaus schnell, um auf ein anderes Thema zu kommen, „so wenig als ich ihr. Seit ich dort aus- und eingehe, weiß ich erst, daß Alles wahr ist, was die Leute von ihrem Geiz und ihrer Härte erzählen — die hätte einen Mann verdient, der seine Frau alle Tage prügelt, wie es deren genug in Nürnberg gibt, auch unter den Geschlachtern — aber keinen sanften Dürer."

„Wie oft wirst du ihm noch sitzen müssen?" fragte der Händler ungeduldig.

„Ich weiß es nicht gewiß — ich denke doch noch ein paarmal," antwortete Gerhaus seufzend und man konnte es an dem gepreßten Ton ihrer Stimme bemerken, daß sie mit Schaudern an die Zeit dachte, wenn diese Sitzungen vorüber wären.

„Und du bekommst gar Nichts dafür?“

„Ihr wißt ja — ich erklärte, daß ich es um Geld nicht thue — er hat mir aber versprochen, mein Porträt für mich zu zeichnen.“

„Wenn er Wort hält, läßt sich vielleicht ein leidlicher Handel damit machen, nur muß es so sein, daß es den Männern gefällt. Herr Martin Löffelholz kauft es gewiß.“

Gerhaus verschloß den Zorn in sich, den in ihr diese Worte erregten. Sie wußte gewiß, daß ihr dies Bild um keine noch so große Summe feil sein würde, nicht weil es sie selbst darstellte und weil sie etwa vor der Vorstellung geschaudert hätte, sich selbst und vielleicht noch dazu in herabfallenden Gewändern gemalt, in fremden Händen und allen lüsternen Blicken ausgesetzt zu sehen — gegen solche Empfindungen zarter Scham war sie bereits abgestumpft — sondern, weil es ein Werk von Dürer's Händen war, das sie als ihren höchsten Schatz und Stolz bewahren wollte. Aber sie hütete sich wohl, jetzt schon durch eine bestimmte Erklärung ihren Entschluß zu verrathen und den Widerspruch ihres Vaters herauszufordern. Sie bemerkte nur mit bitterem Lächeln: „Herr Martin Löffelholz scheint schon Geschmack an einem andern Bilde zu finden — wenn auch aus der Heirat mit

der Schultheißentochter Nichts wird, jetzt hält er es dafür mit der Gemalin des Schultheißen und läuft zugleich der Derta nach, der kleinen Plattnerstochter — aber die will ich schon vor ihm zu schützen wissen!“

Der Alte machte ein in Dummheit erstarrtes Gesicht — „du willst wohl eifersüchtig sein auf den Rathsherrn, von dem es bekannt ist, daß er jeder Schürze nachläuft? Du wärest wohl im Stande, es aus solcher Laune mit ihm verderben zu wollen? Ich hätte dich für klüger gehalten!“

Gerhaus gab darauf keine Antwort, aber ihre Stirn verfinsterte sich mehr und mehr, ihre Augen schienen Blitze zu sprühen, sie hörte auf zu spinnen und erhob sich — jetzt glich sie einer zürnenden Mänade.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Herr Martin Löffelholz trat ein.

Der alte Händler wandelte schnell den Ausdruck seines Gesichtes zu dem kriechender Freundlichkeit und nahm die unterwürfigste Stellung an, was ihn jedoch nicht hinderte in der Schnelligkeit im Verborgenen drei Kreuze zu machen — er dachte bei sich: der Gott-sei-bei-uns erscheint, wenn man ihn nennt! schien aber dennoch ganz zufrieden zu sein, daß der

Eingetretene Gerhaus mit seinem Arm umschlang und vertraulich in die dunkle Wange knipp.

„Das ist ja ein unerwarteter Besuch!" sagte diese und ohne sich seinen Liebkosungen zu entziehen, erwiderte sie doch dieselben nicht.

Der Rathsherr warf seinen Mantel ab und ließ sich auf den Schemel am Fenster nieder, auf dem Gerhaus vorhin gesessen hatte, und indem er sie auf seinen Schooß zog, sagte er: „Du mußt dir diesen Platz schon gefallen lassen, denn mir scheint, daß kein anderer vorhanden ist, wenn wir dem Vater den seinen lassen wollen — und er ist es auch so ganz zufrieden?"

„Gewiß, gewiß," antwortete der Händler unterthänig. „Indeß wäre es vielleicht um Eurer eigenen Würde willen besser, wenn Ihr Euch nicht zu nah' am Fenster sehen ließet!"

Der Rathsherr warf einen verächtlichen Blick auf das aus kleinen runden Scheiben zusammengesetzte Fenster, an den manche derselben durch Papier und Holz vertreten und auch die darin befindlichen durch Staub und angespritzte Fischlauge verdunkelt waren. „Das müßten freilich Falkenaugen sein, die da hindurch sehen könnten — dazu schlagen noch Regen und Schnee ans Fenster, daß Niemand Lust haben wird

da unten stehen zu bleiben — auch nicht der schönen Gerhaus zu gefallen!" fügte er hinzu, indem er sie küßte und ihr Halstuch zurückschob.

Sie ließ sich Alles gefallen ohne doch einen zärtlichen Blick oder ein freundliches Wort für ihn zu haben und er fuhr zu plaudern fort: „Euere Fische verbreiten allerdings keine Balsamdüfte und auch in den Gemächern meiner Junggesellenwirthschaft würden wir uns wohler befinden als in diesem verdumpften Erdgeschoß. Werdet Ihr Euch nicht einmal entschließen zu kommen — wie ich so oft zu Euch gekommen bin?"

Gerhaus schwieg und blickte trotzig vor sich hin. Ihr Vater aber nickte zustimmend, indem er sagte: „Ihr wißt, ich war immer eines wohledlen Rathes getreuester Diener!"

„Aber ich bin keine Dienerin!" sagte Gerhaus und machte sich von Löffelholz los.

„Das sollst du auch gar nicht sein," sagte dieser mit begütigender Schmeichelei, „sondern der schönste Schatz, den ich je besessen. Ich denke, du kannst dir diese Erklärung zur Ehre anrechnen, denn ich habe immer einen guten Geschmack gehabt und zu klein war die Zahl Derer auch nicht, die sich so von mir nennen ließen. Komm in mein Haus und führe meine Wirth-

schaft, du wirst wenig mehr zu thun haben, als dich zu putzen und mich zu unterhalten, wenn auch in dieser widerwärtigen Jahreszeit das Zipperlein plagt und ich nicht ausgehen kann. Sieh, ich habe dir schon etwas mitgebracht." Er zog ein von Glasperlen zierlich geschnürtes Halsband hervor und befestigte es um ihren bloßen Hals.

Sie betrachtete dies und sich selbst jetzt allerdings mit einigem Wohlgefallen, sagte aber: „Und in Kurzem werdet Ihr Euch verheiraten und ich würde wieder meiner Wege gehen können — dies Herzeleid will ich mir lieber ersparen."

„Närrchen!" antwortete er, „das Heiraten ist mir ganz und gar vergangen, seit ich ja durch dich selbst von der kleinen Schultheißentochter erfahren, daß auch dies als fromm und unschuldig ausgegebene Geschöpf heimliche Zusammenkünfte mit verrufenen Rittern hat, — die habe ich aufgegeben und mit ihr Alle, da wohl keine mehr taugen wird als diese kleine Heuchlerin — denn bei den schöneren und älteren Frauenzimmern habe ich schon noch viel schlimmere Erfahrungen gemacht — da sei also unbesorgt — und fiele mir das Heiraten ja noch ein — nun, dann kann man ja nicht wissen, was mir noch einfällt — und was geschieht!" Dabei griff er Gerhaus strei-

chelnd unter's Kinn und hob ihren Kopf zu sich empor, indem er ihr bedeutungsvoll lächelnd in das Gesicht schaute.

Der Fischhändler, der vorhin doch sein Kind so ruhig den wenig sittsamen Liebkosungen des Rathsherrn überlassen und beide Theile dazu viel eher ermuntert als gehindert hatte — er, der sich in allen Stücken für den gehorsamsten Diener erklärte und seiner Tochter zu zürnen schien, daß sie nicht gleich jeden Vorschlag des Rathsherrn annahm — er war jetzt auf einmal still und bedenklich geworden. Er war immer in Gerhaus gedrungen, Herrn Löffelholz „festzuhalten“ — und jetzt hörte er dessen sehr entschiedenen Antrag mit Schrecken und Zagen. Der Spekulant berechnete was wohl mehr eintragen würde: wenn seine Tochter dem Einen gehörte oder eine Verlockung blieb für Viele. Er hatte Beides zu vereinigen gedacht — und nun ärgerte es ihn, daß es zu einer Entscheidung kommen sollte. Würde nicht sein Fischkrämlein unter der Barfüßerbrücke die beste Kundschaft verlieren, wenn die schöne Gerhaus nicht mehr darin zu finden wäre? Was würde das Bild noch nützen, das Meister Dürer malte, wenn das Original in der Wohnung des Rathsherrn verschwände? Vielleicht freilich fiel da, wo Gerhaus

„wirthschaftete", auch der Unterhalt für des Vaters Wirthschaft mit ab — aber was sollte aus ihm sonst werden ohne die schmucke Verkäuferin? Und wie lange würde die Herrlichkeit mit Herrn Löffelholz denn dauern? — wie lange, und sie kehrte vielleicht mit Schimpf und Schande heim und man würde mit Fingern auf sie zeigen, aber nicht mehr bei ihr kaufen wollen. Der Fischhändler wollte auch seine Ehre vor der Welt bewahren, wenn er es auch sonst nicht streng mit der Tugend seiner Tochter nahm. Niemand hatte ihr bisher etwas nachsagen können. Aber dem Rathsherrn zu widersprechen, sich ihn zum Feinde zu machen — das wollte er doch auch nicht wagen! — Aber nun freilich jetzt die letzte Andeutung! wenn Gerhaus eine Patrizierin, wenn sie Frau Löffelholz werden könnte! Wenn das gelänge! sie war ja eben so klug als schön und daß der Rathsherr wieder kam, nachdem sie ihn schnöde genug behandelt, das sprach doch für einen gewissen Ernst seiner Neigung. Lag es nicht vielleicht in der Art dieses Mannes, der Schultheißentochter zum Trotz sich mit einem Mädchen der niedern Kaste zu vermälen? und zu der allerniedrigsten rechnete der Fischhändler sich keineswegs. Hätte er einen Rathsherrn zum Schwiegersohn — dann wäre sein Glück ja für immer gemacht und er könnte

ruhig sein Krämlein schließen. Oft kam allerdings solch' eine Messallianz nicht vor im zunft- und kastenreichen Nürnberg — aber einzelne Fälle gab es doch und damit die Hoffnung, auch zu solchen Ausnahmen zählen zu können.

In Gerhaus selbst blitzte ein ähnlicher Gedanke auf. Für sie war der Glanz und Schimmer der Vornehmen immer verführerisch gewesen. Wenn sie manchmal eine hagere und häßliche Patrizierin in kostbaren Stoffen und mit dem funkelndsten Schmuck beladen stolz an sich vorüberrauschen sah, dachte sie immer: wie wenig nützt ihr dies Alles und wie ganz anders würde es zu den eigenen üppigen Formen und dem jugendfrischen Antlitz stehen! Welch' eine Wonne für sie diese Uebermüthigen zu demüthigen, sich ihnen gleich zu stellen! Bisher war es nur Gehorsam gegen ihren Vater gewesen, was sie dahin gebracht hatte, besonders in der Gegenwart desselben, dem zudringlichen Löffelholz freundlich zu begegnen, aber sie hatte nur Duldung, keine Erwiderung gezeigt — jetzt auf einmal blickte sie ihn feurig an und sagte: „Gleich einer gemeinen Dirne würde ich niemals zu Euch gehen, kann ich aber in einer gewissen Stellung bei Euch wohnen, daß mir von den andern Leuten Eures

Hausstandes mit Achtung begegnet würde — so wäre das etwas Anderes."

„Närrchen!" sagte der Rathsherr, wo ich Respekt verlange, da weiß ich ihn auch zu erlangen."

„Aber das Krämlein und die Fische? mein ganzes Geschäft?" warf der Händler erschrocken ein, „wie kann ich mein einziges Kind fortgeben! Ihr werdet doch erlauben, daß sie wenigstens an den Markttagen mich nicht verläßt?"

Der Rathsherr lachte: „Abwechselnd Euch die Kunden in Euer stinkendes Geschäft zu locken, dann bei mir zu sein und von meiner Umgebung Respekt zu fordern — das wäre doch zu viel verlangt. Was Ihr einbüßt, werd' ich Euch schon ersetzen. Wir sind also in Richtigkeit — Du kommst morgen?"

Sie gab ihm die Hand und sagte mit plötzlich zitternder Stimme: „Morgen — aber sobald Ihr Euer Versprechen nicht haltet, gehe ich wieder."

„Schon gut, schon gut!" antwortete er nachlässig und verabschiedete sich mit einer letzten Umarmung.

Als der Rathsherr fort war, gab es noch eine lange Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter, in der Ersterer allerlei plumpe Rathschläge gab, wie es Gerhaus anfangen solle, die Gunst des Rathsherrn zu befestigen und ihn zur Ehe zu vermögen. „Denn

außerdem," schloß er, „wenn du vielleicht nur mit Schimpf und Schande beladen zu mir zurückkehren willst, werde ich dir meine Thür verschließen. Ich wollte, du wärest freundlicher mit den Männern gewesen als du warst — aber daß du mich um Eines willen verläßt — das kann ich nur zugeben, wenn ein dauernder Gewinn daraus erwächst."

Gerhaus war es überdrüßig, dem gewissenlosen Vater mit Gegenvorstellungen zu antworten, zu denen sie, seinen veränderlichen Ansichten gegenüber, berechtigt gewesen wäre. Sie schwieg und legte sich schlafen — zum letzten Male an ihrem heimischen Herd.

Erst am folgenden Nachmittag hatte sie versprochen zu Löffelholz zu kommen. Am Morgen hatte sie noch eine Sitzung bei Meister Dürer — davon wollte sie dem Rathsherrn Nichts wissen lassen.

Wie gewohnt, saß der Meister schon in voller Arbeit an der Staffelei, als sie eintrat.

„Es ist heute das letzte Mal, daß ich Eure Gefälligkeit in Anspruch nehme," sagte er sanft, „ich habe nur die allerletzte Hand noch anzulegen — aber Ihr blickt ja heute gar nicht so kühn und feurig, wie ich an Euch gewohnt bin," fügte er hinzu, als er sah, wie sie bei seinen Worten erbleichte und etwas wie eine Thräne ihre Augen trübte.

Sie suchte sich zu fassen, indem sie ihren Mantel abwarf, und die gewohnte Attitüde annahm — aber sie zitterte, wie sie in ihrer Stellung beharren wollte.

„Ihr braucht Euch keinen Zwang anzuthun,“ fuhr Dürer milde fort, „ich habe nur noch den gesenkten Arm zu malen, in einem Stündchen seid Ihr erlöst. Nun sagt noch einmal, ob ich Euch lieber bezahlen soll wie Andere, oder noch ein Bild von Euch liefern?“

„Ich nehme kein Geld!“ rief sie hastig; „ich habe es Euch schon oft gesagt, ich bin stolz auf die Ehre, die mir durch Euren Meisterpinsel widerfahren.“

„So werde ich Euch noch einmal malen,“ antwortete er, „aber nicht antikisch, sondern wie Ihr Euch kleidet, wenn Ihr Eure Fische feil haltet.“

„Nein, so gewiß nicht,“ fiel sie ihm in's Wort, „dann lieber gar nicht!“

„Ei, ei, Ihr werdet Euch doch nicht Eures ehrsamen Gewerbes schämen?“ sagte der Meister, „ein Anderes ist es, wenn Ihr mir als Modell dient, wen ich aber conterfeie, den male ich in seiner gewöhnten Tracht.“

„Ich will ja auch schon in ihr erscheinen,“ sagte Gerhaus niedergeschlagen. „Wann soll ich kommen?“

„Etwa in acht Tagen — bis dahin hab' ich eine andere Arbeit, die ich um der Zahlung willen fördern

muß," antwortete Dürer mit einem unterdrückten Seufzer.

Georg Glockendon, der hier Lehrling war, trat ein und zischelte dem Meister etwas in die Ohren, wovon Gerhaus nur die Worte verstand: „Frau Agnes — keifen — stiftet Frieden!"

Dürer biß die Lippen zusammen, daß sie in dem vollen Bart fast verschwanden, warf Pinsel und Palette hin und ging hinaus. Glockendon blieb. Fesselten auch den unschuldigen Jüngling Gerhaus' verführerische Reize?

„Der edle Meister hat wohl viel von seiner Hausfrau zu leiden?" fragte sie ihn.

„Gewiß," antwortete sein Schüler, „sie macht ihm und Allen, die ihr nahe kommen, das Leben schwer."

„Warum hat er so zeitig geheiratet?"

„Meint Ihr das wäre das Unglück?" fragte Georg.

„Gewiß, und ich rathe Euch, ihm darin nicht nachzuahmen — ich fürchte, Ihr seid dazu auf dem besten Wege — seht Euch vor."

Georg sah erröthend die Sprecherin an.

„Wenn Ihr ein Liebchen habt, so nehmt es vor den Nachstellungen großer Herren in Acht!" warf sie

hin, „in das Haus eines Plattners wissen sich Ritter wie Knappen, Rathsherren wie Bürger Behelfe zu machen — warnt sein Töchterlein vor ihren Liebhabern und vor Euern Feinden.“

„Gerhaus — was wißt Ihr, was wollt Ihr sagen?“ rief Georg, indem er ganz nahe zu ihr trat.

Sie faßte seine Hand und beugte sich zu ihm, daß sie dicht in sein Ohr sagen konnte: „Ich mein' es gut mit Euch und Irma, vertraut mir — und ich werde Euch nützen können — wir werden uns hier noch wiedersehen.“

In diesem Augenblick trat Frau Dürer ein — ihr Gatte folgte ihr. Sie hörte die letzten Worte, und der Stellung der Beiden nach, wie der Aufregung, in der sich Beide befanden, konnte sie nicht Anderes glauben, als daß sie hier eine zärtliche Scene störte.

„So also geht es hier zu?“ rief sie entrüstet, „das habe ich mir gleich gedacht. Ich leide diese Person nicht mehr. Ich habe es gleich gesagt, ein ehrbares Frauenzimmer läßt sich nicht in einem solchen Aufzug sehen, du hast umsonst versucht, sie mir als keine gewöhnliche Dirne zu schildern! Den naseweisen Jungen da verführt sie und wie es mit dir und ihr stehen mag —“

Gerhaus sprang auf — jetzt glich sie wieder ganz einer rasenden Mänade.

Dürer winkte ihr halb befehlend, halb gebieterisch mit der Hand. Seine Gattin faßte er sanft am Arme, geleitete sie zur Thür und sagte: „Das Reich da draußen hab' ich dir überlassen nach deinem Gutdünken zu walten und zu schalten — das hier innen in meinem Atelier aber ist das meinige — ich habe nichts mit deinem Herd und du nichts mit meiner Kunst zu schaffen!" Der schmerzliche Ausdruck, mit dem er diese Worte sprach, bezeichnete am besten, wie tief er den Zwiespalt empfand, der so durch seine Ehe ging, daß sie eben nur neben — aber nicht miteinander leben konnten.

Sie ging schweigend, aber sie schnaubte Rache gegen Gerhaus und Georg.

„Warum gingst du nicht wieder an die Arbeit?" mit den verweisenden Worten bedeutete er auch diesem zu gehen.

Zu Gerhaus sagte er mit Mißbilligung: „Warum warft Ihr nicht Euern Mantel über?"

Sie wagte kein Wort zu erwidern. Er sprach nicht mehr, sondern malte still und fleißig weiter.

In Gerhaus wogte ein Sturm von Empfindungen. Die Vorwürfe, die sie gehört, waren halb gerecht, halb ungerecht — ein Triumph war dabei: Frau Dürer hatte selbst das Zeugniß abgelegt, daß ihr Gatte besser

von Gerhaus denke. Sie wollte das verdienen. Als er ihr sagte, daß sie entlassen sei, faßte sie seine Hand, bedeckte sie mit Thränen und Küssen und sagte: „Ich scheide als eine Verstoßene aus diesem Heiligthume — Euer Weib hatte kein Recht mich zu verurtheilen — aber ich werde ihr gehorchen und nicht wiederkehren.“

Er stand vor ihr, groß und sanft — wie er den Meister Jesus Christus gemalt, als die Ehebrecherin vor ihm kniete — er dachte an dies Bild, ihm ward es ein Vorbild: wer durfte sie richten?

„Ich halte mein Wort,“ sagte er, „und lasse mich nicht durch Andere beirren. Kommt in acht Tagen wieder — jetzt, lebt wohl!“

Gerhaus taumelte hinaus.

XI.

Annäherung.

Ulrich harrte auf Isolde in der Begräbnißcapelle der Behaim in der Lorenzkirche. Seit ein paar Wochen meißelte er dort an der Mauer den Platz passend aus, an dem das Denkmal für Martin Behaim angebracht werden sollte. Er war dabei allein beschäftigt. Isolde hatte das anzunehmen geglaubt, da sie gestern bei ihrem Kirchgang die angefangene Arbeit gesehen hatte.

Die Sonne hatte heute auch die Novemberwolken besiegt, durch die bunten Glasfenster verbreiteten ihre Strahlen ein zauberhaftes Licht.

Ulrich war mit seinen Gedanken nicht so in seine Arbeit vertieft, wie er es sonst zu sein pflegte. Er war sich des ersten, durch die Aehnlichkeit erschütternden Eindruckes wohl bewußt geworden, den Isolden's Erscheinung auf ihn gemacht, und es war nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit geschehen, daß er ihr auswich, daß er selbst, wenn er auch noch so oft am Hause des

Schultheißen vorüberging, doch nicht an demselben emporsah. Gleichwohl hatte ihm dies Vermeiden nicht viel geholfen. Mußte er doch fast täglich in der Begräbnißcapelle die Elisabeth vor sich sehen, die seine eigene Hand als den Genius der Liebe hier in den Stein gemeißelt. Er hatte wohl ihre Schönheit treu der Natur nachgeahmt, aber er hatte sie noch vergeistigt und veredelt dargestellt, wie sie als Ideal vor seiner Seele schwebte. Das spöttische Lächeln, das zuweilen die edle Form ihres Mundes beeinträchtigen konnte, war hier verschwunden, der Ausdruck von Eitelkeit und Hochmuth, den man bei ihr oft bemerken konnte, war hier zu einem Schimmer von Erhabenheit gewandelt, und das üppige Weib schien durch seinen vergeistigenden Meißel noch in der Glorie reinster Jungfräulichkeit — es war eben eine verklärte Elisabeth, die er geschaffen. Und gerade dieser glich Isolde vielmehr als der wirklichen — und Ulrich ward ein umgekehrter Pygmalion. In heilige Erinnerung versunken, hatte er nach langen Jahren dies Werk seiner Hände wieder gesehen — ein frommes Andenken wollte er ihm weihen — und es stand plötzlich neben ihm als eine lebenswarme Erscheinung. Auch für ihn war dieses Steingebilde bald viel mehr Isolde als Elisabeth. Das freilich wußte er noch nicht.

Er arbeitete fleißig und wollte nicht aufsehen. Vor dem Picken seines Meißels überhörte er die nahenden Tritte. Isolde schien auch über das Steingetäfel zu schweben, nur das Schleppen ihres Gewandes darauf konnte man vernehmen.

„Gott grüße Euch, Meister!“ sagte sie fast demüthig. Zugleich schlug sie den mit flimmerndem Silber durchwirkten Schleier zurück und stand mit gesenkten Augen vor ihm.

Er hielt mit seiner Arbeit inne und erwiderte ihren Gruß in bescheidener Weise.

„Ich bin Euch eine Erklärung schuldig für mein Betragen,“ begann sie mit dem sanftesten Ausdruck ihres biegsamen Organs. Ich habe Euch nicht wie einen Fremden betrachtet, sondern wie einen Freund der Behaim und als solchem Euch vertraut und Euern Beistand gefordert, da es mir an einem andern gebrach. In meiner frühesten Jugend schon hatte ich genug über Euch aus glaubwürdigem Munde gehört, nicht allein von meiner Mutter Schwester Elisabeth, sondern auch von Charitas Pirkheimer und andern Bewohnerinnen des Klaraklosters, um nicht nur den Künstler in Euch zu verehren, sondern auch den Menschen unwillkürlich wie einen Bekannten zu betrachten. Es ist etwas Großes um das Bewußtsein, daß

Jemand das Vertrauen, das man ihm zeigt, nicht mißbrauchen werde, ich brauchte bei Euch keine andere Bürgschaft dafür, als was ich aus Eurer Vergangenheit wußte — und so hoffe ich von Euch Vergebung, daß ich in einem bedrängten Augenblick mich an Euch wandte."

Das war nicht die stolze Sprache, die Ulrich beim ersten Begegnen von ihr gehört hatte. Fast schüchtern und zagend stand sie vor ihm mit niedergeschlagenen Augen, seiner Antwort wie der Verkündigung eines Richterspruches lauschend.

Und fast als ob ihre Stimmung, ihre Art des Betragens bei ihm immer einen Widerhall finden müsse, war auch bei ihm die frostige Höflichkeit, die er ihr das erste Mal gezeigt hatte, einer gefühlswärmeren Sprache gewichen. Mit ihr sagte er sanft: „Gern möchte ich mich des Vertrauens würdig machen, das Ihr mir zeigt und das mir so unerwartet zu Theil geworden, aber ich muß fürchten, daß ich ein ungewandter Unterhändler in mir fremden Dingen bin. Der Ritter von Wolfstein läßt Euch und noch mehr Eure werthe Schwester um Vertrauen und Verzeihung bitten — um eine Möglichkeit sie wiedersehen zu können — das ist im Grunde Alles, was ich zu sagen habe."

„Viel und wenig zugleich!“ antwortete Isolde — und wiewohl sie es billigen mußte, daß Ulrich so stumm über ihre Erinnerung an die Vergangenheit hinweg und sogleich zur Gegenwart und dem überging, was nur der Zweck ihrer Zusammenkunft sein konnte, so empfand sie es doch zugleich fast wehmüthig — wie ein Vergessen Elisabeth's und wie eine Zurückweisung für sich selbst. Doch war es vielmehr unwillkürlich als mit Absicht, daß sie ihren vorigen sanften Ton beibehielt und zu ihm sagte: „Der Ritter will uns noch glauben machen, daß er meine Schwester liebe, nachdem er sie ruhig dem widerwärtigsten Geschick überläßt!“

„Er beugt sich nur dem Willen seines schroffen Vaters, wie er mir sagt,“ berichtete Ulrich. „Derselbe hat ihn mit der Braut seines ältesten verstorbenen Sohnes, einem kaiserlichen Hoffräulein Amanda verlobt — d. h. die Familien der Beiden sind einig geworden, daß die Kinder ein Paar werden sollen, schon seit alter Zeit — nur erst in seiner letzten Abwesenheit hat Wolfstein, der Sohn, da er die Braut begrüßen sollte, erfahren, daß ihm eine solche zugedacht. Er hat erklärt, daß er das Fräulein verschmähe, daß er nicht von Andern über seine Hand verfügen lasse — der Vater hofft ihn noch zu beugen, er droht

mit Enterbung und Fluch, wenn der Sohn eine Andere freien wolle, er erklärt nie dazu seine Einwilligung zu geben; noch mehr, er erklärt das Mädchen in jeder Weise zu verfolgen, ihren Ruf, ihr ganzes Leben zu vergiften, das es wagen könne den Sohn zu einem Treubruch zu verleiten — so sagte er, weil für den Vater die Verlobung seines Sohnes mit der ihm von Kindheit auf bestimmten Braut als ein unzerreißbares Band gegolten. Der Ritter aber will in Treue festhalten an Anna — und hofft von der Zeit und der Treue liebender Herzen noch eine günstige Lösung. Jetzt aber sei er von Laurern umstellt, die den etwaigen Gegenstand einer geheimen Liebe entdecken sollten — und um den Vater nicht auf die richtige Spur kommen zu lassen, vermied er bei der Rückkehr Nürnberg und zumeist das Haus des Schultheißen — viele Versuche, Eurer Schwester zu begegnen oder ihr ein Zeichen zu senden, mißlangen ihm — bis endlich Eines doch gelang. An den „Buchenklingen" hoffte er ihr Alles erklären zu können. Aus dem Jagdgefolge wollte er dorthin sich stehlen und wenn man ihn vermißte, konnte er sich leicht mit der Verfolgung eines Edelwildes entschuldigen. Da mußte für ihn das Allerwiderwärtigste geschehen — sein Vater ordnete wider Fug und Herkommen an, daß an

den Buchenklingen das Mahl gehalten werden sollte — der ganze Jagdzug tobte dorthin — und das Uebrige wißt Ihr ja selbst."

Isolde blickte nachdenklich vor sich nieder — zum Theil freilich war nur Wolfstein entschuldigt — dennoch erschien ihr dieses Zuwarten und Sichfügen in die Verhältnisse eines Mannes, eines Ritters nicht würdig, so lange namentlich die Geliebte darunter litt, wie jetzt ihre Schwester — sie wenigstens hätte einen solchen Mann doch nicht lieben können. Das sagte sie sich — aber sie wußte nun schon, daß Anna's Liebe Alles entschuldigen werde. Dabei mußte Isolde ja auch an Elisabeth's Lebensanschauung denken — sie hatte es ihr freilich gelehrt, daß kein Mann zu lieben verstünde wie eine Frau und wie gerade die garstigste fordere geliebt zu werden — und darum war ja Isolde gegen jede Liebe auf ihrer Huth — und doch schlug ihr Herz so heftig, als sie sagte: „Könnt Ihr das Betragen des Ritters billigen? Findet Ihr es eines Mannes würdig?"

Er blickte zur Erde und antwortete halb zurückweisend, halb beklommen: „Vergesset nicht, daß ich in diesen Dingen kein Urtheil habe und erblickt in mir nichts Anderes als des Ritters Sprachrohr — zu dem Ihr selbst mich gemacht. Ich habe ihm das auch

gesagt und nur seiner letzten Bitte Gewähr versprochen, daß er sich nächsten Sonntag oder nach jedem Feierabend bei mir eine Nachricht über die heutige Unterredung holen kann oder was Euch sonst belieben sollte mir anzuvertrauen — meiner Verschwiegenheit sei er gewiß — wie Ihr es seid!"

Obwohl der Ton, in dem er dies sagte, voll Achtung und Ergebenheit klang, so lag doch auch etwas kalt Abweisendes darin, wodurch sich Isolde zu der hastigen Erklärung gedrungen fühlte: „Meinet nicht, daß ich so sehr die Heiligkeit Eures Berufes und das auf ein höchstes Ziel gerichtete Streben Eures Wesens verkennen konnte, daß ich Euch eine Boten- oder Zwischenträger-Rolle aufbürden möchte, wie es Wolfstein scheint gewillt zu sein — und wenn ich jetzt vor Euch mit sonderbarer Zudringlichkeit erschien — so möcht' ich, Ihr könntet, um mich richtig zu beurtheilen, Euch vorstellen, wie der tiefste Gram einer todtkranken Schwester doppelt am Herzen der andern Schwester nagt, daß sie um jeden Preis ihn lindern möchte — sieht man aber kein Mittel dazu, so faßt man nach der einzigen Hand die man erreichen kann und von deren Reinheit man überzeugt ist, daß sie nie zu einem unreinen Zweck sich brauchen lasse," — ihre Augen glänzten dabei feucht von Thränen —

vermochte sie auch dieselben darin zurück zu halten, so ward dadurch der wunderbare Ausdruck ihrer Blicke nur um so reizvoller und, unwillkürlich von diesem Anblick überwältigt, ergriff Ulrich ihre Hand.

Und nun suchte er mit gesenkten Augen vergeblich nach Worten der Erwiderung — er fühlte, wie diese feine, weiche Hand in seiner Künstlerhand zitterte — oder zitterte diese selbst, die jetzt nicht ein idealisirtes Gebilde von Marmor oder Sandstein berührte, sondern ein lebenswarmes, das kühn wetteifern konnte mit jedem Ideal? „Verzeiht mir," sagte er endlich, da sie die nassen Augen noch fragender zu ihm emporschlug und von der Berührung ihrer Hand zwar zusammenzuckend, sie dennoch Ulrich ließ. — „Verzeiht mir, wenn mein Betragen und meine Rede ungeschickt sind einer edlen Jungfrau gegenüber, wonach Ihr glauben könnt', ich wiese ein Vertrauen zurück, das mich ehrt und erhebt — und eben so wenig weist nun selbst meine Dienste zurück, wenn es auch nur solche sind, die ich mehr Eurer Schwester leiste, denn Euch selbst — vielleicht aber hat mir der Himmel auch noch dies einmal beschieden!"

Warum sprach er jetzt auf einmal so plötzlich wie von einem Bann befreit in höherer Erregung? Warum erschien sein ganzes Wesen gehoben und lebens-

warm, da es vorhin sich so schroff und gleichgiltig gegeben? Oder war er nicht vielmehr erst jetzt im Bann — in einem neuen — und kam er nicht von Isolden's Hand oder von ihren magnetischen Blicken, die jener strahlenden Gottinnigkeit glichen, welche die Maler Italiens in ihre schönsten Madonnen träumten? Warum wachte jetzt plötzlich in ihm fast wie ein Frevel der Wunsch auf, Isolden's Diener und Ritter zu werden, da er doch vorhin nicht nur kühl zu ihr gesprochen, sondern es wie ein mit Selbstüberwindung gebrachtes Opfer betrachtet hatte, als er zu dieser Zusammenkunft ging? Er selbst hätte so wenig wie wir eine Antwort auf diese Fragen zu geben vermögen — aber er legte sie sich auch gar nicht vor — so wenig wie Isolde diese Veränderung seines Wesens begriff, noch ihr eigenes Zittern — aber das überlegendere Weib, das immer auf seiner Huth ist, mehr sich selbst und die Situation beherrschen kann, als meist der Mann — es fragte doch schon danach, wenn es auch keine Antwort hatte für sich selbst als die: leise die Hand wegzuziehen von der elektrischen Berührung. Dann sich fassend, sagte sie zu Ulrich:

„Es ist genug, wenn Ihr uns nicht mißversteht — mich und meine Schwester. Ob ihre Liebe jetzt zu entschuldigen ist und von dem Ritter verdient wird,

steht mir nicht zu, zu entscheiden — das aber weiß ich, daß sie mit der neuen Hoffnung auch dem Leben neu gewonnen ist. Daß er jetzt vielleicht vergebliche Schritte gethan, vielleicht auch nicht gewagt, begreife ich, denn die Töchter des Schultheißen sind jetzt vielleicht strenger bewacht als andere — Gefangene in Nürnberg — und seit der Rath Klage erhoben wider die Wolfstein und andere Ritter ist es allerdings nicht möglich, daß jetzt eine offene Werbung geschieht — ich werde Anna Euern Bericht hinterbringen und glaube selbst, es ist am besten, wenn ihr Geschick der Zeit überlassen bleibt. Noch einmal werde ich Euch hier aufsuchen, um Euch eine Antwort Anna's für den Ritter zu überbringen, dann aber werde ich nicht ferner Eure Güte mißbrauchen. Und nun verzeiht, daß ich es schon gethan und Euch so lange von der Arbeit abgehalten — wie kunstreich verschlungen ist dies Laub!" setzte sie bewundernd hinzu, indem sie auf eine Steinverzierung deutete, die er jüngst gearbeitet.

Er neigte nur das Haupt von ihrem Lobe und sagte: „Wenn es Eure Zeit erlaubt als die Schutzpatronin heiliger Kunst in dieser Kapelle, als die Nachfolgerin Derer, die sie gründete und der sie zunächst geweiht ward, zuweilen nachzusehen, wie das

Werk gefördert wird — so mag wohl Niemand ahnen, daß Ihr um Eurer Schwester willen kommt — und es kann doch vielleicht gut sein für die Ruhe zweier Menschen — sie wissen doch im Nothfall, wem sie ihre wichtigsten Botschaften anvertrauen dürfen!"

Isolde antwortete mit leuchtenden Augen: „Wenn Ihr mir das gestattet, so sei es wie Ihr sagt — und nun lebt wohl und schafft in neuer Begeisterung weiter für die Unsterblichkeit, nachdem Ihr einmal behelligt worden mit den Interessen des alltäglichen Lebens."

Sie reichte ihm noch einmal die kleine Hand — er faßte sie diesmal nur mit zwei Fingern und entließ sie mit stummer Verneigung.

Isolde hüllte sich in ihren Schleier und ging. Niemand sah die Röthe ihrer Wangen, Niemand das heftige Wogen ihrer Brust — „Elisabeth's Nachfolgerin" hatte er sie genannt — freilich war sie eine Schutzpatronin der Kunst, aber sie war auch die Heilige von Ulrich's Herzen — o gewiß, er hatte jetzt nicht daran gedacht — und dennoch überlief es Isolde bald glühend heiß, bald eiskalt, bald war ihr, als vermöge sie keinen Schritt weiter zu gehen, bald wieder als wandle sie mit Flügeln.

„Um der Ruhe zweier Menschen willen," hatte

Ulrich gesagt — und jetzt war es auch mit der Ruhe zweier Menschen vorbei. Er nahm den Meißel wieder auf und begann die unterbrochene Arbeit, aber seine Hand zitterte — er hielt inne — er schien über dies Zittern zu erstaunen — dann zu zürnen. Er warf den Meißel weg und richtete seine Augen fest auf Elisabeth's Antlitz — da kam wieder, wie oft, die höhere Weihe über ihn. In erneuter freudiger Begeisterung griff er nun wieder zu seinem Werkzeug, und es war als sei ihm die Arbeit noch nie besser von Statten gegangen als jetzt, als habe er noch nie Vollendeteres geleistet. Er grübelte nicht weiter über Isolde und diese Begegnung — er fühlte nur noch wie ein belebendes Feuer durch seine Adern strömte und sein Schaffen ihm wunderbar schön und leicht von Statten ging.

XII.

In der Plattnergasse.

In der Werkstatt des Plattnermeisters Echter in der Plattnergasse klang ein halb gewaltiges, halb lustiges Hämmern. Von starken Händen geschwungen, fielen die wuchtigen Hämmer auf ein erhitztes Eisen herab, daß ringsum Tausende von Funken sprühten. Allerhand Rüstzeug ward da geschmiedet für Menschen und Pferde, blanke Helme und Schilde hingen an den Wänden, die spiegelhell bald im hellen Licht der Sonne, bald im rothglühenden des Schmiedefeuers funkelten — gegenüber auch andere vom Rauch geschwärzt oder vom Rost zerfressen, Harnische, an deren Buckeln und Löchern man die Wunden berechnen konnte, die ihre Träger empfangen und die sich vielleicht schwerer heilen ließen als die von den Streitäxten zerhauenen Eisenschienen.

Viele kräftige Gestalten waren in der Werkstatt beschäftigt und man sah es den groben schwie-

ligen Händen und den muskulösen Armen wohl an, daß sie selbst das Eisen biegen und brechen konnten und daß sie auch im Stande waren mit den Menschen selbst so umzugehen, wenn sie gerade Lust dazu hatten. Aus den meist von der Gluth gerötheten, von Ruß und Rauch geschwärzten Gesichtern leuchtete das Weiße der Augen fast unheimlich hervor und aus den Pupillen selbst schienen Funken zu sprühen.

Dem hagern Ritter Kurt von Jauernberg schien es nicht ganz wohl zu werden, als er mitten in diese lärmende Werkstatt und unter diese riesenhaften Gesellen trat — dennoch fragte er in seiner gewohnten Art kurz und heftig nach dem Preis eines Harnisches, und da er denselben zu hoch fand, sagte er:

„Wo ist der Meister, damit ich mit ihm handeln kann — es ist eine bekannte Sache, daß die Gesellen mehr fordern als die Meister.“

Schon diese Aeußerung reizte die arbeitenden Hände, daß sie noch einmal so wild auf ihre Eisen schlugen und mit drohenden Blicken zu dem Ritter hinüber sahen, als wollten sie damit sagen: so könne man es wohl auch mit ihm selbst machen, indeß der Altgeselle antwortete:

„Ihr seid vielleicht gewohnt Eure Einkäufe draußen im Reich bei den Trödeljuden zu machen, die wir hier in Nürnberg glücklicherweise los geworden? Aber da kommt Ihr hier zu den Unrechten, wir lassen uns auf kein Feilschen ein und was den Meister Echter betrifft, so liegt der krank darnieder und kann Euch nicht dienen — sonst möchte er Euch freilich wohl noch anders bedienen als sein erster Gesell!“ Dabei schlug er wieder dröhnend auf das Eisen unter seinem Hammer.

Der Ritter zwang sich zu einem höhnischen Gelächter, als sei es unter seiner Würde mit diesen groben Gesellen sich weiter einzulassen, während ihn doch nur die Furcht vor ihren gewaltigen Fäusten zurückhielt — indeß fragte er weiter:

„Hat Euer Meister keine Kinder — mit denen ein Wort sich reden ließe?“

„Wir Alle sind seine Kinder!“ riefen ein paar von den anderen Gesellen und diese Aeußerung klang allerdings von diesen Riesengestalten wunderlich genug, einer von ihnen ließ sich aber doch herab weiter zu berichten: „Der Sohn ist auf der Wanderschaft, damit er ein tüchtiger Meister werde, gleich dem Vater, und sein einziges Töchterlein ist an seinem Krankenbette, wie sich's geziemt.“

„Könnt Ihr sie nicht rufen?“ fragte Jauernberg nach einigem Zögern.

„Herr Ritter — nun werdet Ihr unverschämt?“ rief der Altgeselle und hielt von der Arbeit inne, das Töchterlein gehört an den Herd und nicht in die Werkstatt, noch weniger aber wird sie auf eines Ritters Geheiß hier erscheinen —“

In diesem Augenblick ward die Thür wieder aufgerissen und Herr Martin Löffelholz trat ein — dem Rathsherrn ward ein ganz anderer Empfang als dem Ritter, alle grüßten ihn ehrerbietig, wenn sie auch gleich darauf in ihrer Arbeit fortfuhren, denn ein fleißiger Nürnberger ließ sich durch Niemand von der Arbeit abhalten, und wenn es der Kaiser selbst war, der in die Werkstatt trat.

Löffelholz blickte den Ritter von der Seite an und sagte zu den Gesellen: „Ist Euer Meister noch krank?“

„Leider — Ihr habt auch davon gehört?“ fragte der Geselle froh überrascht, daß sich selbst ein wohledler Rath um seines Meisters Krankheit bekümmere.

„Wie sollte man nicht davon hören?“ warf Löffelholz hin. „Ich habe eine große Bestellung von Harnischen im Auftrag des Großen Rathes bei Euch

zu machen und Alles hier kontraktlich aufgesetzt —" mit einem Seitenblick auf Jauernberg, der immer noch die Harnische an den Wänden prüfte, als wollte er sich einen davon wählen — fuhr er fort — „Ihr wißt wie es uns're Nachbarn aus den Raubnestern wieder auf uns'rem Gebiete treiben — und Nürnberg muß sich in Positur setzen sie gelegentlich zu vertreiben; so haben wir beschlossen noch vierzig Mann neu zu bewaffnen und die Harnische soll Meister Echter dazu liefern — es ist aber nöthig, daß er den Kontrakt selbst unterschreibt, wenn wir über die Bedingungen ganz eins geworden sind — Ihr wißt, wir pflegen uns auf nichts zu verlassen, als was wir schriftlich haben — es wäre doch am besten, wenn ich ihn selbst sprechen könnte."

Der Geselle machte ein etwas verdrießliches Gesicht — einmal darüber, daß diese Herren nichts ohne Schreiberei abmachen konnten und sich nicht mehr auf das gute alte Herkommen verließen: ein Mann ein Wort, und daß der Rathsherr ihn gleich dem Ritter und nun auch vor dessen Augen nicht als vollständigen Stellvertreter des Meisters wollte gelten lassen — so war er noch unschlüssig, was er antworten sollte, als sich die hintere Thüre öffnete und ein blühendes junges Mädchen, einer eben erst sich

zagend erschließenden Rosenknospe gleich, hereintrat. Klein von Gestalt, die Haut weiß und zart und das freundliche unschuldige Gesicht, das noch alle Weichheit des Kindes zeigte, von blonden Löckchen umrahmt, war sie keineswegs eine blendende Schönheit, aber in ihrem ganzen Wesen sprach sich so viel Reinheit und frommer Sinn, Anmuth und Zierlichkeit aus, daß sie besonders hier in der rußigen Werkstatt unter den rauhesten Männern des Handwerkes einen wunderbaren Eindruck machte.

„Da ist Jungfrau Jerta, des Meisters Töchterlein!“ sagte der Geselle zu dem Rathsherrn.

„Das kleine Ding ist's?“ rief der Ritter, brach in ein wieherndes Gelächter aus — und weil er an die wuchtigen Hämmer der Plattner denken mochte, entfernte er sich eilends.

Der Rathsherr aber trat mit freundlichem Schmunzeln näher und hatte eben seine Anrede im süßesten Tone mit „Mein liebes Kind! —“ begonnen — als Jerta zitternd zurückwich und ganz bestürzt über den ungewohnten Empfang, der ihr überhaupt hier ward, zu den Gesellen sagte: „Um Gottes Willen springe Einer zum Bader, dem Vater ist sehr schlecht und Einer komme mit hinüber, denn ich glaube er

rafet gar und ich und die Lene vermögen ihn nicht mehr allein zu beruhigen!"

Damit eilte sie eben so schnell wieder fort, als sie gekommen war, indeß einer der Gesellen zum Wassertrog ging sich zu waschen, um ihr dann zu folgen, ein anderer aber, gleich wie er war, aber wie das schnellste Roß hinauseilte, ihre weitern Befehle zu vollziehen.

„Ihr seht und hört wie es mit dem Meister steht!" sagte der Altgeselle seufzend zu dem Rathsherrn, und wenn Ihr mich nicht wollt gleich wie an seiner Statt behandeln, so können wir den Auftrag nicht übernehmen — wer weiß, ob er gar davon kommt!"

Herr Löffelholz besann sich einen Augenblick und fragte dann, an die letzte Bemerkung anknüpfend: „Und wie würde es dann mit der Werkstatt des Meisters gehalten werden?"

„Die ehrsame Zunft würde wohl gestatten, daß ich sie in Meister Echter's Namen weiter leite, bis sein Sohn von der Wanderschaft zurückkommt und selbst Meister geworden ist," antwortete der Geselle.

Der Rathsherr brauchte wieder erst einige Zeit zur Ueberlegung, ehe er antwortete: „Ich werde wieder kommen, denn unter diesen Umständen muß die

Sache erst nochmals vor den Rath gebracht werden — indeß hoffe ich auch im schlimmsten Falle Euch die Arbeit zusichern zu können — denn immer bin ich darauf bedacht, wie ich Waisen und Witwen nütze. Mein Weg führt mich ohnehin zuweilen durch die Plattnergasse, und da werde ich schon wieder mit nachfragen."

Damit ging er langsam und gravitätisch, was ihn jedoch nicht abhielt, sich im Hofe noch nach allen Seiten umzusehen, ob er vielleicht in den da hinaus gehenden Fenstern und Thüren noch etwas von der lieblichen Jerta entdecken oder unter der Aufregung eines Krankenhauses ihr schon jetzt einen Dienst erweisen könnte, der sie zur Dankbarkeit verpflichten müßte — allein das Geschick war ihm nicht günstig — er sah und hörte nichts weiter, als aus der Werkstatt das Sprühen und Hämmern, das jedes andere Geräusch übertönte.

„Eigentlich bin ich ein Thor," sagte er zu sich, „daß ich um eines solchen blonden Kindes willen, noch dazu bei dieser Witterung, hier herumschleiche, da ich doch daheim im warmen Zimmer die schöne Gerhaus finde, die mir schon unentbehrlich geworden ist, trotzdem sie sich wirklich zuweilen geberdet, als sei sie die Herrin vom Hause."

Er war nun eben aus dem Hause getreten, als Ulrich und Georg Glockendon desselben Weges kamen.

„Das ist der Rathsherr Löffelholz!“ rief dieser Jenem zu; „er geht wahrhaftig schon im Hause des Plattners ein und aus — ich hätte wohl Lust ihn zu fragen, was er dort zu suchen hat?“

„Keine Unbesonnenheit, junger Freund!“ mahnte Ulrich und faßte den Jüngling unter dem Arm, seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, so daß sie nun, einander führend, an dem Rathsherrn vorbei kamen; „ja ich rathe Euch sogar, geht jetzt nicht in das Haus, nach dem Befinden des Meisters Echter zu fragen — denn mir scheint Herr Löffelholz hat uns auch erkannt und läßt uns wenigstens seine lauernden Blicke folgen, wenn noch nicht seine Schritte.“

„Sollen wir uns vor diesem Weiberjäger fürchten?“ fragte Georg herausfordernd.

„Nein,“ antwortete Ulrich mit gewohnter Ruhe, „sondern nur Alles vermeiden, was solch' einen Patron auf den Gedanken bringen könne, man wandle mit ihm auf gleichen Wegen — ich zweifle nicht, daß er uns erkannt hat, so gut wie wir ihn.

„Daß er unsern Namen weiß, glaube ich nicht,“ sagte Georg, „aber ich weiß schon — Ihr seid ein Baubruder — und weil Ihr an der Kleidung kennt-

lich, haltet Ihr vor Allem auf die Ehre Eures Standes."

„So sollte Jeder thun," bestätigte Ulrich, „der noch eines andern Motivs bedarf, um auf seine Ehre als Mensch zu halten — wer sich nicht in Reiche schrankenloser Freiheit selbst Schranken setzen kann, für den ist es gut, wenn er im engen Kreise einer Zunft oder im weiteren einer Verbrüderung wie die unsere durch einen strengen Korporationsgeist eine Schranke findet — schlimm, daß wir noch nicht so weit sind, dergleichen Hilfsmittel zur Bewahrung unserer höchsten Menschenwürde entbehren zu können — wer weiß, ob die Menschheit jemals bis dahin kommt!"

Georg fand keine Zeit auf diese Betrachtung zu antworten, vielleicht kaum sie anzuhören, da der Rathsherr, der schon an ihm vorüber war, wieder umkehrte und, auf ihn zutretend, leicht grüßend sagte:

„Seid Ihr nicht Lehrbursche beim Meister Albrecht Dürer?"

„Ja!" antwortete Georg trotzig mit auffallender Kürze und wollte weiter.

„Was malt denn jetzt Euer Meister?" fragte der Rathsherr und schien Miene zu machen an seiner Seite zu bleiben.

„Dann kommt in seine Werkstatt, wenn Ihr das wissen wollt — ganz Nürnberg weiß, daß der edle Meister darin Jeden freundlich empfängt, wenn es auch schon gut wäre, es kämen nur Leute dahin, die seine Kunst nicht nur mit Worten schätzten, sondern Bestellungen machten oder anders denn für ein Lumpengeld kauften was der Meister geschaffen, statt nur Maulaffen bei ihm feil zu halten, und ihn an der Arbeit zu hindern."

„Grob genug seid Ihr für Eure jungen Jahre," sagte der Rathsherr mit einem vornehmen und verächtlichen Lächeln, und ehe er noch mehr hinzugefügt, antwortete Georg blitzschnell:

„Wie Ihr verliebt genug für Eure alten!" Er hatte sich schon von Ulrich's Arme losgemacht, da der Rathsherr ihn anredete, und war mit ein paar langen Schritten in der Werkstatt des Plattners Echter.

Naseweiser Gelbschnabel, das sollst du entgelten!" knirschte der Rathsherr hinter ihm her, hielt es aber doch für gut ihm nicht zu folgen. Zu Ulrich aber, der bisher gar keine Notiz von ihm genommen und ruhig seines Weges ging, obwohl er mit Georg's Betragen unzufrieden war, sagte Löffelholz:

„Ihr habt da einen sauberen Gefährten!"

Ulrich zuckte statt jeder Antwort nur die Achseln

und würdigte den Rathsherrn weiter keines Blickes — mit verbissenem Ingrimm sah ihm dieser nach und wußte nicht, ob er ihn sollte ziehen lassen oder weiter mit ihm anknüpfen. — Er hatte gar wohl die Beiden erkannt, mit denen er schon an der langen Brücke um Jerta's willen Händel gehabt, als ihm die zuschauende Dirne, die sich als eine seiner Bekannten aus früheren Zeiten berechtigt fühlte im vertraulichen Tone mit ihm zu reden, ihm die Namen der Baubrüder und des Malerjünglings genannt. Er konnte darum wohl auch annehmen, daß sie sich jenes Zusammenstoßes erinnern würden — aber was war es denn in seinen Augen auch weiter, wenn ein Mann wie er ein hübsches Kind auf der Straße anhielt, oder vielmehr auf einer Brücke, die zur Dämmerungszeit fast nur von verrufenen Frauenzimmern betreten ward? Indeß hatte ihm Jerta's jungfräuliche Lieblichkeit so gefallen, daß er bald alle möglichen Erkundigungen über sie einzog, die alle nur zu ihrem Lobe und darum für seine Absichten wenig ermuthigend waren. Eben so vergebliche Schritte hatte er gethan sie wieder zu sehen oder sich ihr zu nähern, bis er endlich, davon ermüdet, wieder zu der schönen Gerhaus leidenschaftlicher als je zurückkehrte und gleichsam, wie um sie und sich selbst zu entschädigen, mit dem Antrag herausrückte, sie ganz in

sein Haus zu nehmen. Seitdem waren ein paar Wochen vergangen — da kam im Rath die Angelegenheit der Nürnberger Wachtposten zur Sprache, und er erbat sich diensteifrig die Bestellung der Harnische zu übernehmen — vor der Hand freilich hatte sie ihm auch noch zu keinem erwünschten Ziele geführt. Inzwischen war ihm hinterbracht worden, daß Gerhaus heimlich zu Meister Dürer gehe, um von ihm gemalt zu werden; — da sie selbst nicht mit Löffelholz davon sprach und seinen Fragen geschickt auszuweichen wußte, wollte er auf anderm Wege dahinter kommen, was an dieser Sache sei, und war darum froh, als ihm ein Schüler Dürer's in den Weg kam, den er danach aushorchen wollte — nach Gerhaus und nach Jerta vielleicht zugleich — und nun war er damit so übel angekommen.

Ulrich war zu stolz und human, um einen Streit anzufangen oder nur auf einen solchen einzugehen, den nicht eine höhere Pflicht gebot, aber er war auch von zu strenger Sittlichkeit, um nicht einen unsittlichen Menschen, der nicht mehr zu bessern war, von sich fern zu halten und ihm das zu verstehen zu geben. So verharrte er jetzt in seinem Schweigen, und da eben Rosseshufe sich der engen Passage aus der nächsten

Gasse hörbar näherten, ging er, um auszuweichen, auf die andere Seite.

Zwei Ritter sprengten daher — in dem einen erkannte der Rathsherr sofort denselben, den er vorhin in der Werkstatt des Plattners getroffen; der andere schien ihm auch bekannt, doch wußte er sich nicht auf den Namen, noch die Zeit der Begegnung zu besinnen.

Eben dieser hielt sein Pferd zuerst an, da er Ulrich gewahrte, lenkte grüßend auf ihn zu und winkte ihm freundlich mit der Hand. Es war Wilhelm von Wolfstein, der indeß durch Ulrich's und Isolden's Vermittlung ein Briefchen voll zärtlicher Vergebung und dringenden Mahnens zu stillem geduldigen Ausharren von Anna erhalten hatte und heute durch Nürnberg ritt, um sich nach Neumarkt zu begeben, wohin er eine Sendung seines Vaters hatte.

„Wie glücklich, daß ich Euch begegne," rief er Ulrich zu, „habt Ihr mir wieder etwas von ihr zu sagen, zu übergeben? Ich folge Euch sogleich in Euere Wohnung, wenn das der Fall ist."

Ulrich schüttelte mit dem Kopfe und warf dem Ritter einen verweisenden Blick zu, der ihn daran erinnern sollte, daß es nicht ziemlich sei, solche Angelegenheiten auf offener Straße zu verhandeln — der Rathsherr war schon als lauschender Beobachter stehen

geblieben und auch Jauernberg hatte sein Roß angehalten und schien zuhören zu wollen, obwohl er zugleich so dicht an Löffelholz ritt, daß der aus Schnee und Schlamm gemischte Straßenschmutz, von den Tritten des Rosses aufgewühlt, die kostbare Kleidung des gravitätischen Rathsherrn bespritzte — er hörte eben Ulrich sagen:

„Ihr Befinden soll täglich besser sein — aber da Ihr sie einmal jetzt nicht sehen könnt, so wäre es besser Ihr wagtet Euch gar nicht nach Nürnberg."

„Ich reite eben nach Neumarkt, wo ich längere Zeit bleiben werde oder dem Markgrafen wieder in's Feld folge."

„Haltet die Friedensbrecher, die übermüthigen Räuber aus der Nachbarschaft, die sich Ritter schelten lassen!" rief jetzt Löffelholz wüthend und hob mit seinem Arm den bespritzten Pelzmantel wie eine Rachefahne in die Höhe — „in unserer eig'nen friedlichen Stadt solch' einen Schimpf einem ihrer ersten Rathsmitglieder anzuthun — einem Löffelholz!"

„Ei was!" rief der Ritter, „wenn Ihr so sauber seid, daß Euch der Flecken da zum Schimpf gereicht, so haltet doch Eure Gassen sauber, daß die Pferde nicht bis über die Knöchel einsinken, so kann Euch dergleichen nicht passiren!"

„Wer gut nürnbergisch ist, steht mir bei!“ rief der Rathsherr.

„Macht daß Ihr fortkommt und mengt Euch nicht hinein!“ bedeutete Ulrich Wolfstein und ging ruhig seines Weges weiter.

Wolfstein sprengte fort und rief lachend zurück: „Ei, die Nürnberger hängen ja Keinen, den sie nicht haben!“

Indeß hatte der Tumult Leute herbeigelockt, aus der Plattnerwerkstatt traten ein halbes Dutzend Riesengestalten und fielen Jauernberg in die Zügel — sie wollten auch Wolfstein folgen, aber Ulrich sagte:

„Der hat nichts verbrochen — laßt ihn ungefährdet!“

Doch als sich Wolfstein umsah und seinen Gefährten entwaffnet und vom Pferde gerissen erblickte, litt es seine Rittterehre nicht, ihn allein und unvertheidigt seinem Schicksal zu überlassen — er wollte wieder umkehren — Ulrich aber versetzte dem Thier einen Hieb, der es zu schnellerer Flucht trieb und raunte ihm zu: „Denkt an Anna — Ihr könnt ihn nicht retten und nur Euch unnütz mit verderben — Ihr wißt, daß die Nürnberger nicht spassen mit Denen, die sie haben — macht Euch nicht muthwillig zum Theilnehmer seiner Schuld!“

So gelang es Wolfstein das nächste Stadtthor im Galopp zu erreichen. Ulrich kehrte heim, ohne sein Schwert gezogen zu haben, indeß die Plattner, herbeigekommene Bürger, Stadtknechte und Gesellen den Ritter v. Jauernberg überwältigten und gefangen fortführten, um ihn „in's Loch" zu bringen.

Ende des I. Bandes.

Otto-Peters, Louise,

Die Schultheißentöchter von Nürnberg culturhistor. Roman

Bd.: 1

Wien (1861)